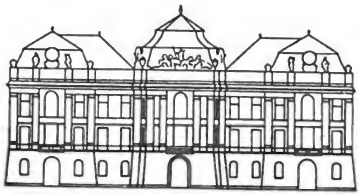
MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

26.N.111.5.Vol.

26. N. iii.
5 Vol.

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Monathsschrift.

Heraus gegeben

von

Alxinger.

Erster Band.

Januar, Februar, März, Aprill.

Prag bey Calve und Wien bey Schrämbl.

1793.

26 N 111
1

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des ersten Bandes.

Seite

Erklärung des Herausgebers 1

Patriotische Gedichte.

Cantate am Huldigungstage 5

Das Rosenmädchen der Dorfgemeinde Bubenecz beym Erntefeste an J. J. M. M. Franz und Marie Thereſie, König und Königinn von Böhmen . 7

Gesang des bey dem Erntefeste in Bubenecz verſammelten Böhmiſchen Landvolkes in Gegenwart J. J. M. M. des Königs und der Königinn von Böhmen 14

Auf das bey der Böhmiſchen Krönung Kaiſers Franz II. und Marien Thereſiens am 12. Auguſt 1792 gefeyerte Volksfeſt 17

An des Kaiſers Majeſtät bey ſeiner Zurückkunft von der Krönung zu Frankfurt. Überreicht von dem Magiſtrate ſeiner Haupt- und Reſidenz-Stadt 22

Auf Franz II. Wiederkehr von der Krönung zum Kaiſer der Deutſchen . . 25

Fromme Wünſche in 400 Buchſtaben . 29

Betrachtungen eines Wiener Bürgers über die vom National-Convent ihren Generalen gegebene Inſtruction 30

Digitized by Google

Seite

An Ihre Majestät die Kaiserinn aller Reußen. Vom Herrn v. Nicolay . 51
Beyspiellose Unverschämtheit 66
K. k. National-Theater 72
Auf den Tod der Gr. Marie C***. Im Nahmen ihrer Freunde 82
Auf den Mord Ludwigs XVI. 85
Von dem Adel 91
Über das Theater 138
K. k. National-Theater 149
Der Pallast. Eine Fabel vom Herrn v. Nicolay 164
Patriotischer Beytrag 166
Unparteyische Prüfung einiger den Proceß Ludwigs XVI. betreffenden Fragen 167
Über das Kunstgefühl 208
Über die Wanderungen der Tyroler. Von Rohrer 221
Der Frosch und der Krebs, eine Fabel von J. F. Ratschky 256
K. k. National-Theater 257
Berichtigungen 259
Fortsetzung und Beschluß der unparteyischen Prüfung einiger den Proceß Ludwigs XVI. betreffenden Fragen 263
Erster Act eines Trauerspiels: Die eiserne Maske 305
K. k. Theater 331

Digitized by Google

Österreichische Monathsschrift.

Januar, 1793.

Erklärung des Herausgebers.

Daß der Inhalt dieser periodischen Schrift politisch, moralisch und dramaturgisch seyn soll, habe ich schon in der Ankündigung gesagt. Nun denke ich dem Publicum die drey ersten Stücke vorzulegen, und sein Urtheil abzuwarten. Sollte dieses günstig ausfallen, und die Österreichische Monathsschrift Unterstützung finden; so werde ich mich bestreben, durch Anerbiethung vortheilhafter Bedingnisse auch auswärtige gute Schriftsteller zur Theil-

nahme zu bewegen. Aber eben über dieſen Punct, nähmlich über die Aufnahme fremder Arbeiten, glaube ich eine Erklärung thun zu müſſen. Ich halte es für die heiligſte Pflicht, keine Zeile aufzunehmen, wodurch ein redlicher Mann ſich an ſeiner Ehre gekränkt fühlen könnte. Leſſing, den ich ſchon bey einer ähnlichen Gelegenheit wider den—*) Hoffmann anführte, ſagt ganz richtig: „Der „Wirth, der in ſeiner Kneipſchenke wiſſentlich morden läßt, iſt nicht ein Haar beſſer als der Mörder.“

Über verleumderiſche Schriften alſo verdient der Herausgeber eben ſo ſehr, ja vielleicht noch mehr, zur Rechenſchaft gezogen zu werden als der Verfaſſer ſelbſt. Ganz anders iſt es mit Grundſätzen und Meinungen. Jeder hat ſeine eigenen, und es wäre lächerlich, einen guten Aufſatz nicht einrücken zu wollen, weil der Verfaſſer deſſelben

*) Man überläßt es dem Publicum, ſich ſelbſt ein ſchickliches Beywort hinzu zu denken.

Digitized by Google

über manche Puncte anders denkt als der Herausgeber einer periodischen Schrift. Ich muß also bitten, mich bloß meiner eigenen Meinungen und Urtheile wegen zur Rede zu setzen. Diese werde ich zu vertheidigen, oder doch wenigstens meine Gründe dafür anzugeben wissen.

Digitized by Google

Patriotische Gedichte.

Die meisten dieser Gedichte, deren Inhalt Liebe und Verehrung unserer Monarchen ist, erschienen zwar schon im Drucke; doch wird sie jeder Patriot gern hier gesammelt finden, da einige nicht allgemein bekannt sind. Das zweyte wurde der Kaiserinn bey dem zur Krönungszeit in Prag veranstalteten Rosen- und Erntefeste von dem Rosenmädchen überreicht, das dritte von dem Schnittervolke gesungen. Wer nähere Nachricht von diesem wohl ausgedachten Volksfeste zu haben wünscht, den verweise ich auf die schöne Beschreibung desselben (Prag bey Calve). Die Gedichte, die den Herausgeber der Österreichischen Monathsschrift zum Verfasser haben, sind wie alles, was von ihm herrühret, mit A. bezeichnet.

Cantate

am Huldigungstage *).

O großer Tag, im Götterglanz,
Geziert mit einem Eichenkranz,
Steigst du vom Himmel nieder.
Heut hebet Wien das Haupt empor,
Und lächelt durch den Trauerflor
Zum ersten Mahle wieder.

Triumph! er zeiget sich auf seiner Väter Thron,
Der besten Ältern bester Sohn:
Ihm huldigen die Herzen alle,
Und mit dem Weihrauchduft in gottgeweihter Halle
Steigt feurig dieß Gebeth und tausendstimmig auf:
„O Herr, wie einen milden Regen
Treuf deiner Himmel besten Segen
[illegible]ranzens Haupt! Laß seines Lebens Lauf
[illegible]ber unsre Gräber gehen,

---

*) [illegible]ik gesetzt von Förster.

Digitized by Google

Patriotische Gedichte.

Die meisten dieser Gedichte, deren Inhalt Liebe und Verehrung unserer Monarchen ist, erschienen zwar schon im Drucke; doch wird sie jeder Patriot gern hier gesammelt finden, da einige nicht allgemein bekannt sind. Das zweyte wurde der Kaiserinn bey dem zur Krönungszeit in Prag veranstalteten Rosen- und Erntefeste von dem Rosenmädchen überreicht, das dritte von dem Schnittervolke gesungen. Wer nähere Nachricht von diesem wohl ausgedachten Volksfeste zu haben wünscht, den verweise ich auf die schöne Beschreibung desselben (Prag bey Calve). Die Gedichte, die den Herausgeber der Österreichischen Monathsschrift zum Verfasser haben, sind wie alles, was von ihm herrühret, mit A. bezeichnet.

Digitized by Google

Cantate

am Huldigungstage *).

O großer Tag, im Götterglanz,
Geziert mit einem Eichenkranz,
Steigst du vom Himmel nieder.
Heut hebet Wien das Haupt empor,
Und lächelt durch den Trauerflor
Zum ersten Mahle wieder.

Triumph! er zeiget sich auf seiner Väter Thron,
Der besten Ältern bester Sohn:
Ihm huldigen die Herzen alle,
Und mit dem Weihrauchduft in gottgeweihter Halle
Steigt feurig dieß Gebeth und tausendstimmig auf:
„O Herr, wie einen milden Regen
Treuf deiner Himmel besten Segen
Auf Franzens Haupt! Laß seines Lebens Lauf
Weit über unsre Gräber gehen,

---

*) In Musik gesetzt von Förster.

Digitized by Google

Und, wenn wir längst verweset sind,
Noch unsrer Kinder Kindeskind
Mit dankerfülltem Blick den Allgeliebten sehen."

Wir aber bringen nun dem Ew'gen Opfer dar:
Nun er in Franzen uns den Vater wieder schenket;
Ist der Verlust ersetzt, der uns so tief gekränket.
Drum bringen wir dem Ew'gen Opfer dar,
Und segnen Sie, die Franzen uns gebar.

Sieh durch den Witwenschleyer,
Luise, Deinen Sohn,
Und Deiner Klage Ton
Verwandle sich in Feyer.
Die treuen Bürger stehn
Um Seines Thrones Stufen,
Und Alle rufen,
Und Alle flehn:
Heil Ihm auf Seines Vaters Throne,
Der besten Ältern bestem Sohne!

A.

Digitized by Google

Das Rosenmädchen

der

Dorfgemeinde Bubenecz beym Erntefeste

an J. J. M. M.

Franz und Marie Theresie,

König und Königinn von Böhmen.

Den 12. August 1792.

Die Ernte hat dem Fleiß nun seinen Lohn gespendet,
Mit reichem Segen sind die Speicher angefüllt,
Und jubelnd fühlen wir, da unsre Arbeit endet,
Daß jeden Tropfen Schweiß, den wir dabey verschwendet,
Uns doppelt süß Genuß und Ruh vergilt.

Daß Saaten, so die Hoffnung ausgesäet,
Zu Überfluß gereift, die Freud' ist allgemein;
Doch, was sie uns noch hundertfach erhöhet,
Laut kund zu thun, dieß Glück ward mir allein.

Digitized by Google

O theures Herrscherpaar, mit liebevollem Sehnen
Von uns erharrt! Du hörtest Flur und Hain
Vom Ruf der Wonne widertönen,
Die unsre Herzen schwellt; ach, irre nicht in ihr:
Sie gilt der Ernte zwar, doch mehr noch gilt sie Dir!
Denn sieh, so reich geschmückt mit allen Gaben
An Körper, Herz und Geist, so freundlich und so schön,
So sanft und mild und doch auch so erhaben,
Als wir Dich hier in unsrer Mitte sehn: —
Wie könnten wir dem Jubel widerstehn,
In Deiner Huld, Du werdest uns beglücken,
In Deiner Gegenwart, daß Du uns liebst, zu sehn? —
Erkenne, was es hofft, in Deines Volks Entzücken;
Nur fordre Worte nicht! Beredtsam auszudrücken,
Was man mit Wärme fühlt, ist keine Kunst der Flur:
Stark sind wir an Gefühl, doch schwach an Worten nur;
Allein in milder Großmuth Ohren
Wird bloßes Stammeln auch zu voller Melodie,
Und was vom Herzen tönt, verfehlt die Herzen nie.

Das stille Dorf, das mich geboren,
Hat für den Kranz mich auserkoren,

Den — o! ein guter Herr dem Mädchen zugedacht,
Die, was im Dorfe Fleiß und Frömmigkeit gebiethen,
Nach milder Richter Spruch am glücklichsten vollbracht.
Wie oft dacht' ich, als noch am Stock die Rosen blühten,
Die nun als Kranz um meine Locken blühn:
Den Kranz verdienen sey, o Mädchen, dein Bemühn,
Dann werd' er, wem Gott will, beschieden.
Er giebt bloß dem Verdienste Glanz;
Doch das Verdienst allein giebt Freud' und Frieden,
Und ist sich selbst der schönste Kranz. —
Ach, da ich so gedacht, wie fern war ich zu wähnen,
Mich werde mit dem Preis selbst meine Fürstinn krönen!

Erhabne, holde Frau! noch lieblicher geschmückt
Mit Güt' und Jugendreitz als mit dem Gold der Krone;
O Du, vom Himmel uns geschickt,
Theresiens und Franzens Enkelsohne
Den rauhen Herrscherpfad mit Blumen zu bestreun;
Mit Ihm bestimmt, auf dieser Beyden Throne
Sie uns durch That und Nahmen zu erneun:
Du kennst die Pflichten und die Sitten,

An welche Gottes gute Hand,
Wie an den Baum die Frucht, dem Volk der Hütten
Zufriedenheit und Wohlfahrt band;
Was uns den Schweiß am Erntetag versüßet,
Und in des Kummers Trank des Trostes Lindrung gießet.
Treu der Natur und ihr im Schooß,
Uns dem, was sie gebeut, mit frommem Eifer weihen,
Ist unsrer Freuden Quell, wie unsrer Tage Los;
Doch, so wie Du, mit uns sich dieser Freuden freuen
Kann, wer sie kennt, sie und uns liebet, bloß.
Dich hier zu sehn, gilt uns dafür zum Pfande
Nur wähne nicht, dieß sey uns fremd an Dir:
Nein, bis in diese Flur, und sieh, selbst bis zu mir,
Erscholl der Ruf aus jenem fernen Lande,
Von dem sich nie der Frühling trennt,
Doch dessen größtes Heil ein gütiger Regent,
Dein hoher Vater, ist. Ja, Fürstinn! wir vernahmen,
Wie, seit Sein Reich ihn Herrscher nennt,
Gedeihn und Fröhlichkeit selbst in die Hütte kamen;
Wie, glücklich Leucio! Sein milder Vaterruf
In dir ein Paradies für Fleiß und Tugend schuf;
Wie wachsam Seine Sorgfalt lauschet,
Daß guter Sitten Saat, von Seiner Hand gepflegt,

Kein Wind verweht, kein Wetter niederschlägt;
Wie gern Er den Pallast um Hirtendächer tauschet,
Im Kreise biedrer Pflüger weilt,
Sich ihrer Freuden freut und ihren Kummer heilt.
Es ward uns kund, daß Caroline,
Als Gattinn, Mutter, Königinn
Bewundert und geliebt, belebt von gleichem Sinn
Für Ihres Volkes Glück, auch gleichen Dank verdiene.
Treu ward vom Ruf uns alles dieß erzählt,
Und alles bürgt, daß, Dir von Beyden angestammet
Und mütterlich gepflegt, was Beyde gleich beseelt,
Auch in der Tochter Herzen flammet.
Die beste Frucht reift auf der besten Flur,
Und einer Rosenstaud' entblühen Rosen nur.

O mög', erfleht durch Eures Volkes Bitten,
Auf Dich und den Gemahl Der, so Euch uns gewährt,
Zur Dauer unsers Glücks der Segen Fülle schütten,
Ach Segen, rein wie unsre Bitten
Und ewig wie die Treu, die unser Herz Euch schwört!
Er, welcher Franzen schon Dein Ebenbild, Therese,
In einer Tochter gab; er geb' in kurzem Dir
Auch einen Sohn, in dessen holder Zier

Den Vater Zug für Zug die frohe Mutter lese!
Wenn dann Dein Blick, des Erben Dich zu freun,
Durch den die Lieb' ihr Band um Euch noch fester schließet,
Am süßen Säugling hangt, o! dann, Therese, küsset
Dein Mund mit jedem Kuß Ihm eine Tugend ein,
Wovon Sein Volk und Er den Segen einst genießet!

Der Kranz, geliebtes Herrscherpaar,
Dem ländlichen Verdienst zum Reitz und Lohn gebunden,
Der Kranz, womit Du selbst, o Fürstinn, mich umwunden,
Schmückt mich in kurzem auch am bräutlichen Altar.
Mit mir vereint sich diese Mädchenschar,
Durch guter Herren Huld erwählt aus Böhmens Triften,
Wie ich, den süßen Bund der Lieb' und Treu zu stiften.
Beglückter Tag, der Euch zu uns geführt!
Des frohen Danks Gefühl, dem tief gerührt
Jetzt unser Aller Herzen beben,
Wird, sind wir selbst nicht mehr, noch in den Enkeln leben;
Und wird auch mir ein Pfand der Zärtlichkeit zu Theil,

So ist der erste Laut, den ich es stammeln lehre:
Theres' und Franz! und: Beyden Heil!
Was ich zuerst von selbst es lallen höre;
Und (zweifelt nicht) von gleichem Trieb durchglüht,
Thut, was ich thu', der Mütter jede mit!

Wenn aber nun, wovon das Herz uns überfließet,
In Tänz' und Lieder sich ergießet,
Wenn dieses Volk, von nah und fern
Hierher geströmt, daß sich's am Anblick seines Herrn,
An seiner Königinn reitzvollem Anschaun labe,
Laut jauchzt, o, so verzeiht! Sein Glück ist Eure Gabe:
Wer Frohe macht wie Ihr, sieht auch die Frohen gern!

Simon.

Gesang

des

bey dem Ärntefeste in Bubenecz versammelten Böhmischen Landvolkes

in Gegenwart J. J. M. M.

des Königs und der Königinn von Böhmen.

Den 12. August 1792.

Alle.

Wen braucht der Landmann zu beneiden?
Auf Feldern wachsen seine Freuden,
Und werden mit dem Jahr erneut;
Er kennet nicht der Städte Kummer,
Sein Tag ist heiter, süß sein Schlummer,
Und sein Geschäft ist Fröhlichkeit.

Drum laßt uns dankbar die erheben,
Die wachen für das Glück der Welt,
Den guten Gott, der es gegeben,
Den guten König der's erhält.

Digitized by Google

Die Alten.

Fraget nicht um unsre Jahre:
Freude stehet immer gut;
Grau und alt sind unsre Haare,
Aber jung ist unser Muth.

Tanzet, ohne matt zu werden,
Da die Ärnte wohl gerieth,
Und das erste Paar auf Erden
Glückliche gern macht und sieht.

Die Mädchen.

O sehet unsern holden König!
Ihm sind die Herzen unterthänig:
Wo ist ein Fürst geliebt wie Er?
Nie reißen dieser Liebe Bande,
Nichts wird für diesen Fürsten schwer.
Er wär der erste Mann im Lande,
Wenn Er auch nicht der König wär.

Die Jünglinge.

Seht auf unsre Königinn!
Sehet, welch ein hoher Sinn,
Mächtig alles zu entzücken,
Strahlt aus Ihren holden Blicken!
Heil Dir, schöne Königinn!
Kron' und Purpur kannst du missen,
Dennoch bleibst Du Herrscherinn,
Dennoch sinkt zu Deinen Füßen,
Was ein Herz hat, gerne hin.

Digitized by Google

Die Männer.

Franz, Herrscher und Vater der Deinen, wir falten
Zum Ewigen bethende Hände für Dich.
Lang woll' er dem Lande den Fürsten erhalten,
Der niemahls vom Pfade der Tugenden wich,
Verläumder verabscheut, den Biedermann hört,
Und durch sein Betragen uns Redlichkeit lehrt.

Die Weiber.

Du, die nicht Theresia nur heißt,
Die es ist am Herzen und am Geist,
Wirst auch bald, wie Sie, uns Prinzen geben,
Die dem Vater nachzuahmen streben.
Dann ertönt's in unserm Königreich:
Jauchzt, nun ist Sie ganz Theresen gleich!

Alle.

Erhabnes Paar! Du steigst vom Throne,
Und nimmst an unsern Freuden Theil.
Der fromme Schnitter rufet: Heil,
Heil Leopolds geliebtem Sohne,
Und Carolinens Tochter Dir!
So manche Fürsten ziert die Krone,
Ihr aber seyd der Krone Zier.

A.

Digitized by Google

Auf das

bey der Böhmischen Krönung

Kaisers Franz II. und Marien Theresiens

am 12. August 1792 gefeyerte

Volksfest.

Erheitre dich, mein Aug', und sende, gleich der Sonne,
Wenn sie aus blauer Lüfte Meer
Herab sieht, deine Blick' als Zeugen hoher Wonne
Beflügelt rings umher!

Sieh, wie sich Groß und Klein, belebt durch Jubeltöne,
Zum Sammelplatz der Freude drängt,
Und froh sich in den Schwall gemeiner Erdensöhne
Des Adels Blühte mengt!

Blühn hier Elysiums Gefilde, wo den Pflüger
Der Gutsherr traulich Bruder nennt,
Und weder Rang, noch Stand den Priester und den Krieger
Vom wackern Bürger trennt?

O Schauspiel seltner Art! Ein König, jung an Jahren,
Doch alt an Biederkeit, verläßt
Des Thrones Glanz, und fey'rt, umjauchzt von frohen Schaaren,
Ein ländlich Ärntefest.

Sieh, wie Ihn, fern vom Stolz der Götter dieser Erde,
Das Volksgewühl, das Ihn umschwirrt,
Ergetzet! so erlabt am Anblick seiner Heerde
Sich ein vergnügter Hirt.

O wonnereiches Bild der Eintracht, werth des Blickes
Der fernsten Nachwelt! Hocherfreut
Stell' ich dich auf. O werd' ein Herold unsers Glückes,
Ein Spiegel unsrer Zeit!

Digitized by Google

Indessen Eris Thron auf dem Ruin der Staaten
Europens sich zu gründen scheint,
In Norden frevelnd sich ein Schwarm Kakistokraten
Zum Königsmord vereint;

In Westen Freyheitswuth, den Völkern jeder Zone
Zur Warnung, Pflicht und Recht vergißt,
Und, tief erniedriget, der Bourboniden Krone
Ein Spiel des Pöbels ist:

Fühlt Östreichs Herrscher hier in treuer Tschechen Mitte
Das süße Glück, geliebt zu seyn,
Und, frey von Mißtraun, sich nach biedrer Vorwelt Sitte
Mit seinem Volk zu freun.

Heil Dir, geliebter Fürst, in dessen offnen Zügen,
Von Ernst beschattet, Anmuth blüht,
Und jeder Patriot mit herzlichem Vergnügen
Das Abbild Josephs sieht!

Ha! Josephs, der, gesandt, die Menschen zu beglücken,
Nicht sich, nur seinem Volk gelebt,
Um dessen Sarkophag mit wehmuthsvollen Blicken
Der Schutzgeist Östreichs schwebt!

Heil, hoffnungsvoller Neff' und Zögling eines Fürsten,
Von dessen Ruf die Welt ertönt!
Heil Dir! Du wirst, wie er, nach jenem Ruhme dürsten,
Der Volksbeglücker krönt.

Dein menschenfreundlich Herz wird einst nach mildern Planen
Vollführen, was er kühn begann:
Dieß wünscht zu Deinem Ruhm, zum Wohl der Unterthanen
Der edle Biedermann.

Dieß hofft Dein gutes Volk, von dem Du hochgepriesen
Dich siehest, weil Dein Edelmuth
Beym ersten Schritt zum Thron schon Zutraun ihm bewiesen,
Als jener Späherbrut,

Digitized by Google

(Die tückisch rings um sich des Argwohns Geifer strömte,
Und, Aufstand und Laternenpfahl
Weissagend, das Gefühl des Menschenwerths verfehmte)
Dein Wink zu fliehn befahl.

O fahre glücklich fort auf Titus Bahn zu wallen!
Thereſe folge Deinem Pfad!
Dann schalle laut der Ruf von unsern Lippen allen:
Beneidenswerther Staat!

Dann wache Völkerlieb' an Eures Thrones Schwelle,
Und jeder Tag, erhabnes Paar,
Der Eure Herrscherbahn mit Glanz bestrahlet, stelle
Ein frohes Volksfest dar!

J. F. Ratschky.

An

des Kaisers Majestät

bey

seiner Zurückkunft

von der

Krönung zu Frankfurt.

überreicht

von dem

Magistrate seiner Haupt- und Residenz-Stadt.

Du setzest, Herr! geschmückt mit Deutschlands erster Krone
In Deiner hohen Ahnen Sitz den Fuß.
Vernimm von Deiner Vindobone
Den lauten frohen Gruß!

Digitized by Google

Dich zu empfangen hat sie sich, o Fürst! erweitert.
Sieh' Stephans alten Tempel heitrer stehn.
Du kannst so weit, und aufgeheitert
Ihr Herz im Bilde sehn.

Sie jauchzet: Unter Ehrenbogen zu erscheinen
Wünscht manches Kronenträgers Ruhmbegier.
Mein Franz sieht lieber auf der Seinen
Bequemlichkeit und Zier.

O seltner Fürst! Laß Deiner holden Jahre Blüthe
Zum Unterpfande reicher Früchte seyn,
Und nimm in jeglichem Gemüthe
Den Sitz des Herrschers ein!

Vielmehr des Vaters! O durch welche schwere Leiden
Erzog sich Gott Dein jugendliches Herz!
Was machet menschlicher aus beyden:
Vergnügen oder Schmerz?

Die Menschlichkeit, die Schützerinn des Eigenthumes,
Gesetzefreundinn, Thränentrocknerinn,
Die sey die Krone Deines Ruhmes,
Die lenke Deinen Sinn!

Digitized by Google

Sey Deinem Volke Spiegel himmelreiner Sitten
Und Vorbild häuslicher Zufriedenheit,
Erfüller tugendlicher Bitten,
So, Stifter goldner Zeit!

Sey—Nein! Du bist's! In Dir Bescheidenheit zu ehren
Nahm Wahrheit eines Wunsches Bildung an;
Denn stolz ist Dir, der Lob begehren,
Schwach, der es hören kann.

Du bist's! O daß nun auch ein Wunsch zu Wahrheit werde,
Den unsre Liebe nicht nach Zeiten mißt!
O sey den Enkeln noch auf Erde,
Was Du den Vätern bist!

Denis.

Digitized by Google

Auf

Franz des II.

Wiederkehr von der Krönung

zum Kaiser der Deutschen.

Hinan, du treues Volk! hinan zur heil'gen Stätte,
Nun dein Gebeth erhöret ist!
Dank flamm' empor! Franz zieht als Kaiser wieder
In deine Mauern ein.

Franz, unsre Lust, die Lust so vieler Millionen,
Mit Göttermilde in dem Blick,
Wohnt unter uns; es neiden hundert Völker
Uns dieß erwünschte Glück.

Jauchz' Ihm entgegen, Wien! Er kommt mit Jünglingskräften,
Mit Greisenweisheit, auf dein Glück
Allein bedacht, Ihm lohnt die Herrschersorgen
Die Volksliebe nur.

Ja, Fürst, sie lohnet Dir, wie sehr auch Kronen drücken.
Das hohe Glück, geliebt zu seyn
Von Tausenden, für deren Wohl Du wachest,
Ist jeder Sorge werth.

O fühl' es ganz dieß Glück! Dank glüht in unsern Busen,
Dank, daß Du väterlich uns liebst;
Dank, daß Dein Blick so gern dem Volke zeiget,
Sein Jubel freue Dich.

Von dem begleitet, Herr, durchwandle nun die Wege
Des Herrschers, unsrer Treu gewiß,
Und auch gewiß der Treue spätrer Enkel,
Die unser Beyspiel lehrt.

Digitized by Google

Durch Deine Güte groß, nicht durch die Lorberkränze,
Die Menschenblut auch dann entstellt,
Wenn Noth zu Schlachten zwingt, werd' einst Dein Nahme
Der Nachwelt aufbewahrt.

Daß Bürgersinn, mit ihm die Tugend, bey uns wohne,
Dieß schaffet Deine Weisheit uns;
Dann mögen Völker falsche Freyheit träumen,
Bey uns wird wahre seyn:

Die Freyheit, welche uns, geschützt durch gute Fürsten,
Durch Geistesbildung, ohne Trug,
Durch Künste uns das Glück des Lebens lehret,
Nicht Zügellosigkeit.

Dieß Glück, Du schaffst es uns; denn, sieh! Dein Herz ist edel,
Und edle Fürsten liebt das Volk:
Gern duldet es die sanften Rosenbande,
Durch die es glücklich ist.

Digitized by Google

Und drückt auch Kronengold, und störet fremder Frevel
Selbst der geliebten Fürsten Ruh;
Auch auf dem Throne gibt es Menschenfreuden:
Therese beut sie Dir;

Dir biethen sie ein Kind, das bald Dich Vater nennet,
Und Brüder, Dir an Tugend gleich,
Die einst, als Cherubim, dem Vaterlande dienen,
Wie nie der Miethling dient.

Drum wandle froh die Bahn, die Deine Ahnen gingen,
Geehret, wie Dein großer Ohm;
Dich liebt Dein Volk, Dich lieben Millionen,
Doch keiner mehr als ich.

F. A. Schrämbl.

Digitized by Google

Fromme Wünsche

in 400 Buchstaben *)

Germanien ist stolz, des Edlen Haupt zu krönen,
Der unter Austriens geliebten Fürstensöhnen
So herrlich wie der Mond im Sternenkreise glänzt.
Der nur Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit nur übet,
Ein zweyter Leopold, den holden Öhlzweig liebet,
Und jetzt genöthiget die Stirn mit Lorbeern kränzt.
Beglückt, lang', allgeliebt beherrsch' er seine Reiche,
Und geb' uns einen Sohn, der ihm an Tugend gleiche.
Die Wünsche grub nicht nur die Kunst in diesen Stein:
Die Liebe grub sie auch in alle Herzen ein.

A.

*) Ein Jüdischer Künstler, der es im Petschierstechen sehr weit gebracht hat, besuchte mich, und erbath sich 400 Buchstaben, die er in einen Carneol stechen, und Sr. Majestät dem Kaiser bey dessen Zurückkunft von Frankfurt überreichen wollte. So entstand dieses Gedicht, das man in dieser Rücksicht kann mit unterlaufen lassen.

Digitized by Google

Betrachtungen

eines

Wiener Bürgers

über die vom National-Convent ihren Generalen gegebene Instruction.

Erste aller Nationen, wie du vermöge deiner weltbekannten Bescheidenheit dich immer selbst nennest, freyes Volk, dessen Repräsentanten in ihren erlauchten Versammlungen Maulschellen empfangen *) und Könige

*) Der wahre und einzige Souverän, das Volk, theilte durch die Hand seines Repräsentanten Jounneau eine Maulschelle aus, und empfing sie durch die Wange seines Repräsentanten Grangeneuve. Diese und alle andere Anekdoten, worauf man in diesem Aufsatze anspielt, sind theils aus der Minerva des Herrn von Archenholz, theils aus dem Moniteur selbst entlehnt.

Digitized by Google

richten, erlaube, daß ein sklavischer Bürger Wiens die gerechten Klagen über seine Regierung vor deine allerfreyesten Ohren bringe, und dagegen deine den wahren Geist der Französischen Weisheit, Freyheit und Gleichheit athmende Instruction an deine Generale seinen Mitbürgern verdienter Maßen anpreise.

Der Druck, unter dem wir armen Wiener leben, ist entsetzlich. An keiner einzigen Laterne hängt ein Aristokrat; auf keiner unserer Straßen liegen Leichname oder rinnet Blut, als allenfalls auf dem lichten Stege*); das rührende, Herzen erhebende, Sitten verbessernde Schauspiel der Köpfe auf Piken und der zerstückten Glieder vermissen wir ganz, und außer den Fasanen, Kapaunen, Gänsen, Reppühnern u. s. w. wird niemand weder an Spieße gesteckt noch gebraten. Die Köche schneiden nur die Reh- und Hasenköpfe, nicht die Köpfe ihrer Her-

*) Dem Orte der Fleischbänke.

ren ab, wie der patriotische Koch des Clermont Tonnerre. Anstatt der heilsamen Jakobiner-Clubbe, die hier leider nur in dem Kopfe eines wahnsinnigen Autors existieren, siehet man im Prater den ganzen Sommer hindurch Appetits-Clubbe, in denen wohlhabende Bürger von dem Gelde zehren, das sie dem Adel nicht geraubt, (das wäre ganz löblich!) sondern von ihm gutwillig für gelieferte Arbeit bekommen haben; denn der Druck dieser Caste ist unleidlich für den Bürger. Sie gibt ihm—man denke diese Abscheulichkeit!—sie gibt ihm einige Millionen Jahr für Jahr zu verdienen. Der Zustand unserer Weiber und Töchter in diesem despotischen Reiche ist gleichfalls höchst bedauernswerth. Keine einzige hat sechzehn Liebhaber ——wider ihren Willen *). Bey ihren Schä-

*) Im Sept. der Minerva wird erzählt, daß 16 Föderirte in Pont a Brac ein Mädchen geschändet haben. Doch der Umstand, daß sie ihr nachher einen Nagel nach dem andern von den Fingern gerissen haben, ist so offenbar falsch, daß er den Glauben an die Geschichte selbst vermindern muß. Es ist unbe-

Digitized by Google

ferstunden haben sie einen bequemern Wahlplatz als die Körper der Ermordeten, den eure Lucretien, Portien und die Mütter eurer künftigen Gracchen sich wählen. Giebt es bey uns auch manchen Geistlichen, der, faisant par tout des serviteurs à Dieu, unsern Schönen die Zeit vertreibt; so sagen doch diese nicht einmahl ihren andern Liebhabern ein Wort davon, geschweige denn, daß sie mit edlem Stolze auf öffentlichem Markte vor ihn hinträten und riefen: „Dieser Mann Gottes hat mir Glücklichen ein „Kind gemacht." Überhaupt stehet es mit unsrer Geistlichkeit sehr übel: keiner unserer Bischöfe weiset einen Laien zu Rechte, wenn dieser auf die Vorsicht Gottes hoffet; unsere Regierung verhält die Priester bloß zu den Bürgerpflichten, nicht zu dem Bürgereide; und übertritt sie einer oder der andere, so

greiflich, wie man die Nägel ohne ein besonderes Instrument ausreißen kann, und fast unmöglich, daß ihr die damit verbundenen Schmerzen nicht den Tod unter den heftigsten Convulsionen sollten zugezogen haben.

wird er, aber leider nur nach einer vorher gegangenen Untersuchung bestraft. Diejenigen, die dummes und abergläubisches Zeug sagen oder schreiben, lacht man aus, und ahndet ihre Thorheit. Daß man aber allenfalls ein Paar hundert Geistliche, bloß weil sie der alten Lehre anhingen, und ihrem Gewissen mit Aufopferung aller Vortheile folgten, in einer Kirche gemordet hätte*), davon ist unglücklicher Weise kein Beyspiel vorhanden. Ja die Unordnung und der Despotismus ist bey uns so hoch gestiegen, daß man jährlich 20 bis 30 tausend Livres zu gemeinnützigen Anstalten verwenden könnte, ohne deßhalb vom Volke zerrissen zu werden.

Du siehest also, erste aller Nationen, wie wenig wir dein Beyspiel nachahmen, und wie weit wir noch von dem glücklichen Zustande deiner Freyheit und Gleichheit entfernt sind. Doch da es nicht zu bezweifeln

*) Ils ont peri, sagt der *Moniteur*. Ein trefflicher Euphemismus! Sollte man nicht glauben, daß sie am Schlagflusse gestorben sind?

ist, daß deine Generale nächster Tage ganz Europa, folglich auch unser Wien einnehmen und verfranzösiren werden; so will ich meiner Nation indessen einen Vorschmack von der Seligkeit geben, die sie zu erwarten hat, und Betrachtungen über die Vorschrift (Instruction) anstellen, die du deinen betrunkenen Scipionen*) auf diesen Fall giebst, und die sie auch gewiß befolgen werden, wenn sie anders bis dahin nicht zurück berufen, angeklagt oder—durchgegangen sind.

Die Vorschrift selbst kennen wir schon aus mehreren Zeitungen; aber das Wichtigste, der Commentar hierzu, fehlet. Wir können wohl keinen bessern wählen als den Bericht selbst, den Cambon im Nahmen des militärischen, diplomatischen und Finanz-Ausschusses hierüber geliefert hat, und der

*) Da die Generale selbst einander solche Vorwürfe machen, so hat man ja Kraft des Gleichheitsrechtes die Befugniß, sie hier zu wiederhohlen.

die edlen Absichten dieser Befreyer Europens in ein helles Licht setzet.

Zuerst bejammert Cambon die Blindheit der Menschen, die es dem Custine verargen, in einer Stadt bloß deßhalb, weil sie keinen Krieg erklärt und nicht die geringste Feindseligkeit ausgeübt hat, die geringe Brandschatzung von 1500000 Gulden auszuschreiben.

Er beweint ferner, daß Dumourier in den Niederlanden Alles auf dem alten Fuße gelassen hat*). „Ihr habt die Repräsentanten dieses Volkes vor den Schranken gesehen. Furchtsam und schwach wagten sie „es nicht, euch ihre Grundsätze zu gestehen." Vermuthlich weil sie von den Grundsätzen der Französischen Nation sehr verschie-

*) Dieses und alles Folgende, so mit Anführungszeichen unterschieden ist, habe ich wörtlich aus dem Moniteur vom 18. December 1792 übersetzt, und wo der Deutsche Ausdruck könnte mißverstanden werden, den Französischen beygefügt.

Digitized by Google

den waren, und sie also von dem jetzt in Paris herrschenden Duldungsgeiste alles zu fürchten hatten.

Um andere Länder eben so glücklich zu machen, als es die Franzosen sind, müssen zu Folge des III. Artikels der Vorschrift alle Beamten der alten Regierungen und alle adeliche Individuen von den Staatsämtern und Gerichten auf der Stelle entfernt werden, ja sie sind das erste Mahl gar nicht wahlfähig, wenn auch das Volk dumm genug wäre, diesen Leuten, die den Gang der Geschäfte kennen, ihr ferneres Zutrauen zu schenken. „Unmöglich, sagt Cambon, könnt „ihr einem Volke die Freyheit geben, oder „selbst dort sicher seyn, wenn die alten Beam„ten ihre Macht behalten. Die Ohne-Hosen „müssen schlechterdings Theil an der Staats„verwaltung haben." (Ein zahlreiches Geklatsche erhebt sich in der Versammlung, und auf den Tribünen.)

Vortrefflich! Nun sehen wir erst den gro-

ßen Irrthum der Montesquieu, der Filangieri und anderer Schriftsteller ein, die über Politik geschrieben haben. Alle glaubten, daß die Fehler bey den Regierungen in den Köpfen oder Herzen der Gewalthaber sitzen. Nichts weniger! Die Unordnungen kommen bloß von der Bedeckung des fleischigsten Theiles unsers Körpers her; die Hosen sind an allem Schuld. Darum arbeitet man diesem Übel entgegen, und unser Jahrzehend hat eine Menge Hosenstürmer aufzuweisen, die es den Bilderstürmern an heiligem Eifer noch zuvor thun. Jüngst hat man in einem Erziehungsbuche bewiesen, daß die Hosen der Mannbarkeit schaden; nun zeiget uns der National-Convent, daß sie auch bey der Staatsverwaltung nichts als Unheil anstellen. Deßhalb schloß auch einer ihrer erhabenen Repräsentanten, Anacharsis Cloots, seine Rede mit den Worten: „Mein Herz ist „Französisch und meine Seele ohne Hosen „(Mon coeur est françois et mon ame „est sans culotte"). Man kann hoffen, daß sie nächstens als aristokratisch werden ver-

bothen werden. Indessen laßt uns einen Augenblick jene glücklichen Zeiten als schon wirklich träumen, wo ein Custine mit seinen Hofenfeinden unser Wien wird eingenommen haben. Sogleich befreyet er uns von dem Directorium, der Regierung, der obersten Justiz, dem Apellations-Gerichte, kurz von allem, was die bürgerliche Ordnung im Neu-Französischen Despotismus aufrecht halten könnte. Fast alle Beysitzer dieser Collegien sind vermöge des III. Artikels nicht einmahl wahlfähig. Jedermann sieht ein, daß politische Geschäfte, so wohl als Prozesse, weit besser von Leuten werden betrieben werden, die nicht die mindeste Kenntniß davon haben, als von diesen Männern, die sich zwar immer so unbestechlich, gut und weise betragen haben, als es auf dieser sublunarischen Welt möglich ist, die aber zwischen ihren Tauf- und Geschlechtsnahmen die Unheil bringenden Wörtchen: Graf, Baron, von einher gehen lassen. Man begreift von selbst, wie viel der Staat und die Menschheit gewinnen wird, wenn man diese Ämter Fia-

kern, Laternputzern und zerlumpten Patrioten des neuen Lerchenfeldes (unsers Fauxbourg Saint Antoine) anvertrauet und so den III. Artikel in Ausführung bringet.

Doch hören wir weiter, was uns der edle Cambon verspricht!

„Was muß unsere erste Sorge seyn, wenn „wir in ein Land kommen?" O Uneigennützigkeit, o Großmuth der Französischen Nation! „Auf die Güter unserer Feinde, als „eine Sicherheit für die Kriegeskosten, Beschlag zu legen. Man nehme also unter die „Verwahrung (Sauvegarde) der Nation alle „bewegliche und unbewegliche Güter des Fiscus, der Fürsten, ihrer Gönner, Anhänger, Theilnehmer und willkürlichen „Satelliten, ingleichen aller Klöster- und „weltlichen Gemeinden und aller Mitschuldigen der Tyranney." (Geklatsche.)

Mit Rechte beklatscht man die Weisheit und Vorsicht dieser Verfügung.

Digitized by Google

Man läßt es unbestimmt, was eigentlich ein Gönner, Anhänger, Theilnehmer, Satellit oder Mitschuldiger sey, um es im erforderlichen Falle bestimmen zu können. Eine so weise und billige Instruction hat selbst Nero nicht ertheilt. Wer wird läugnen, daß man unter den obigen Nahmen den ganzen Adel, alle Beamten und überhaupt jeden Bürger begreifen kann, bey dem etwas in Beschlag zu nehmen ist. „Wir nehmen nichts:" sagt der uneigennützige Cambon, „wir bewahren nur alles für die Kriegskosten." Ja seine Großmuth gehet so weit, daß er den Völkern National-Commissäre verspricht, „die mit der provisorischen Staatsverwaltung über die Anstalten sich berathschlagen werden, wie man das neu befreyte Land vertheidigen, die Verpflegung und Subsistenz der Französischen Armeen sicher stellen und endlich Mittel finden soll, die Kosten zu bezahlen, welche die Franzosen auf ihrem Boden gemacht haben, oder machen werden." Also auf Pränumeration befreyen und schützen uns die

Franzosen? Gewiß, meine Mitbürger, segnet ihr sie schon jetzt wegen ihrer ökonomischen Sorgfalt. Aber sie thun noch mehr: „Sie „theilen ihren eigenen Schatz mit euch." So sagte Hafners großmüthiger Hanswurst, als ihm die Gläubiger den letzten Rock ausgezogen hatten, zu dem wohl gekleideten Martin: „Komm, Freund! wir wollen jetzt al„les gemeinschaftlich haben," und riß ihm den Mantel von den Schultern. Man höre nun seinen Französischen Nachfolger.

„Ihr müßt bedenken, daß durch die Auf„hebung der alten Abgaben die befreyten „Völker keine Einkünfte haben. Sie werden „sich an euch wenden, und der Finanz-Aus„schuß glaubt, daß es nothwendig seyn „wird," (ja wohl nothwendig, aber für wen?) „den öffentlichen Schatz allen Völ„kern aufzuthun, welche frey seyn wollen. „Was aber sind unsere Schätze?" (Eine kitzelige Frage! doch die Antwort ist der sinnreichsten Nation vollkommen würdig.) „Unsere zu Assignaten realisirten

„Staatsgüter." Man bewundere die liebenswürdige Offenherzigkeit, mit der Cambon fortfährt: „Diese Revolutions-Münze werden wir den Völkern reichen, sie wird die „ihrige werden," (wogegen die klingende unter die Sauvegarde der Nation kommt.) „Wir haben dann nicht nöthig, bares Geld „mit großen Kosten aufzutreiben, um uns „im Lande selbst Kleidungen und Lebensmittel zu verschaffen. (Wie naif!) Ein gleiches Interesse (die Dürftigkeit) wird beyde Völker zum Kampf wider die Tyranney „vereinigen. So werden wir unsere eigene „Macht vermehren, weil wir einen Ausweg „finden, die in Frankreich in Umlauf gebrachte Menge der Assignate zu vermindern. Auch die Hypothek auf die unter „der Verwahrung der Republik befindlichen „Güter wird den Credit dieser unserer Assignate vermehren."

Eben so weise als gerecht! Wenn ich mein ganzes Vermögen versetzt habe, so steigt mein Credit, und meine Schuldscheine wer-

den besser, wenn ich einen andern zwingen kann, sein Vermögen mit zu verpfänden. So machen es die Generale der Freyheit. Sie ziehen fremde Güter ein, und vermehren dadurch ihre Hypothek. Nach dieser einfachen Operation kann Cambon mit Rechte sagen: „die Französische Republik brauche keinen „Credit." Auch Cartouche bediente sich des kleinlichen Mittels nicht, seinen Mitbürgern Geld abzuborgen: er ließ es durch seine Generale in Beschlag und unter die Sauvegarde de la republique Cartouchienne nehmen.

Noch muß ich im Vorbeygehen beobachten, daß die Franzosen mehrere Millionen neuer Assignate verfertiget haben, vermuthlich Befreyungs-Assignate für alle Nationen, welche wie wir unter dem Drucke der Fürsten, der Aristokraten und—des baren Geldes schmachten.

Zu Ende des Krieges verspricht Cambon „mit den Nationen zusammen zu rech-

„nen, bar (ich lese doch richtig? ja, ja! „Vous paierez comptant, heißt es,) „bar zu bezahlen," *falls* die Franzosen schuldig wären; wenn aber die Nationen ihnen schuldig sind, alles zu thun, was „die „Freyheit aufrecht halten kann." Wir werden bald sehen, daß diese nach dem Sinne des National-Conventes mit Geld gar nicht bestehen könne.

Während des Krieges muß der Französische General alle Steuern und Abgaben aufheben. S. den I. Art. Dieser Befehl krönt die Französische Weisheit und Menschenkenntniß. Da ein Staat ohne Ausgaben nicht bestehen kann, am wenigsten, wenn fremde Armeen kraft ihrer *Einbrüderung* (Fraternisation) auch einen Kindestheil, ja wohl gar ein Majorat begehren, so ist nichts vernünftiger, als jene Ausgaben, woran das Volk schon gewöhnt ist, abzuschaffen und nach einiger Zeit neue einzuführen. In solchen Fällen sehnet sich das Volk doppelt nach der Entrichtung der Steuern, und kann den

Augenblick nicht erwarten, wo es endlich seines Lästigen Geldes sich entledigen darf. Doch tröstet euch, ihr Zahllustigen! Cambon verheißt eurem Verlangen genug zu thun.

„Es dürfte möglich seyn, daß man au„ßerordentliche Steuern fordern müßte. Doch „diese wird die Französische Nation nicht „durch ihre Generale anordnen lassen. Die„se militärische Art könnte in den Herzen al„ler steuerbaren Personen eine unverdiente „Mißgunst unserer Grundsätze erwecken." (Gott behüthe! die Französischen Generale treiben die Gelder nicht ein; dieses verhaßte, beschwerliche Geschäft überlassen sie andern; sie nehmen sie nur.) „Wir sind keine Sach„walter des Fiscus, wir wollen das Volk „nicht drücken (vexer). Wohlan! Eure Com„missäre werden sich mit der provisorischen „Staatsverwaltung einverstehen, und gelin„dere Mittel finden. Sie werden die außer„ordentlichen Abgaben, die ein unvorgesehe„ner Fall erfordern dürfte, auf die Rei„chen legen; die arbeitende, dürftige

„Classe werden sie davon ausnehmen." Ein neuer Beweis der Französischen Klugheit! Sie fordert nichts von dem Dürftigen; denn wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser, sondern auch sie ihr Recht verloren. Dagegen räumet sie eben diesen Dürftigen, die nichts bezahlten, das Recht ein, fremde Gelder zu verwalten. Le peuple ne paiera plus rien; il administrera tout. Die Reichen gehören ja so nicht zum Volke; denn das wird nicht gedrückt. In dieser Voraussetzung ist nichts billiger, als die Erbitterung, die nun, seit man mit Adel und Geistlichkeit fertig geworden ist, ganz allein auf die Reichen fällt. Sonfrede will, daß sie gar nicht wahlfähig seyn sollen. „Ich füge hinzu," sagt er, „daß man soll bedacht seyn, die Banquiers, die Geldmenschen (hommes à argent) auszuschließen, die alle Feinde der Freyheit sind."

Dieser große Staatsmann und Menschenkenner glaubt also, daß die öffentlichen Ge-

schäfte am sichersten in den Händen derjenigen seyn werden, die nichts zu verlieren haben. Er findet, daß nichts der Freyheit schädlicher sey als Reichthum. Darum will uns auch der National-Convent durch seine Generale unser Geld nehmen lassen, weil der Verlust desselben der einzige Weg zur politischen Glückseligkeit ist.

Ich habe bisher die edlen Absichten und Mittel des National-Conventes zergliedert; doch was jetzt folgt, übertrifft alles Vorhergehende und übersteigt allen Glauben.

„Aber noch habt ihr nichts gethan, wenn „ihr nicht laut die Strenge eurer Grundsätze „gegen jedermann erklärt, der nur eine „Halbfreyheit wünscht. Ihr wollt, „daß die Völker, zu denen ihr eure Waffen „tragt, frey seyn sollen." (Es wird also wohl manches Volk geben, libre malgré lui zur Nachahmung der Farße: Arlequin médecin malgré lui.) „Wenn „sie sich mit den privilegirten Casten aus-

„söhnen, so müßt ihr diesen Schleichhandel „(trafic) mit den Tyrannen nicht dulden." (Recht so! Warum sollen auch die Menschen einträchtig leben! Nur der Krieg Aller gegen Alle ist der Grundstein der Freyheit und des Glückes. Wie könnte einer ehrlich und ein guter Staatsbürger heißen, der nicht ein Paar Aristokraten, das heißt: Reichere, todt geschlagen hat?) „Man muß also den Völ„kern, welche privilegierte Casten beybehal„ten wollen, sagen: Ihr seyd unsere Fein„de! Auch wird man sie als solche behan„deln, weil sie weder Freyheit noch Gleich„heit wollen."

Bravo, Groß-Inquisitor Cambon! Ihr bringet den Völkern die vollkommene Freyheit — das, aber nichts anders zu wollen, als was ihr wollt. Eben so ließ die Inquisition allen Menschen die vollkommene Freyheit, das, aber nichts anders, zu glauben, als was die geistlichen Cambons glaubten.

Diese Grundsätze, welche die Franzosen

schon durch ihr Betragen in Frankfurt und den Niederlanden an den Tag gelegt, nun aber auch theoretisch entwickelt haben, und mittelst des Moniteur ausposaunen, müssen ihnen alle Herzen gewinnen, müssen ihren Generalen im Tempel der Unsterblichkeit einen Platz neben ihrem Landsmanne Jourdain und den andern Helden Avignons versichern, und die späteste Nachwelt überzeugen, mit wie großem Rechte die Französische Nation die erste der Welt genannt zu werden verdiene.

Digitized by Google

An J. Majestät

die

Kaiserinn aller Reußen.

Ein Unglück ist es für die Dichter,
Erhabne! daß in ihrer Schaar
Fast niemahls ein gesunder Richter,
Daß auch ihr billig Lob stets übertrieben war.
Der schalen Stümper zu geschweigen,
Die, wenn sich ihre Goth'sche Stadt
Ein plumpes Haupt gewählet hat,
Kolosse baun, auf Pyramiden steigen,
Und da die Glieder ihres Raths
Auf Kosten Roms und des Senats
Zu Bruten und Catonen geigen;
Wenn aber selbst Horaz Augusten fragt,
Was er sich im Olymp für einen Nahmen wählet;
Wenn Despreaux dem eitlen Ludwig klagt,
Daß ihm zum Loben Geist und Athem fehlet,
Er, der uns immer doch mit Ludwigs Lobe plagt:
Dann überwiegt in meinem Sinne
Der Ekel die Bewunderung,
Ich such' ein ander Lied, um dessen weisern
Schwung
Ich sie von neuem lieb gewinne.

So schwärmt der Dichter Chor. Was ist die Frucht davon?
Daß, wenn der ganze Helikon
Zu einem Lobe sich vereinet,
Der sonst vielleicht bescheidne Held,
Auf den die Hyperbole fällt,
Durch ihre Duldung vor der Welt
Mit Eitelkeit befleckt erscheinet,
Und daß ein kluges Lied, mit wahrem Lob erfüllt,
Doch vor dem Stuhle der Geschichte
Nicht mehr als vor dem Stadtgerichte
Der Wechsel des Verschwenders gilt.

O der Verläumdung! wird von allen Seiten
Mir zugeschrien. Sind es die Dichter nicht,
Die eben auf Augusts und Ludwigs Zeiten
Den ewig hellen Glanz verbreiten,
Der größern Helden oft gebricht?

Als Sänger wohl, als Schmeichler nicht.
Versuch' es: zieh' Virgils unsterblichem Gedichte
Die Stellen ab, wo er Augusten preist:
Erscheint dir nicht August in noch weit größerm Lichte,
Der einen solchen Mund sein Lob verschweigen heißt?
Mäcenen scheint mir Flaccus mehr zu preisen,
Wenn er mit ihm auf Thorheit schimpft,
Als wenn er, dürftig an Beweisen,
Ihn auf den Stamm Etrurscher Fürsten impft.

Digitized by Google

Der schwächre Ludwig nahm der feilen Dichter Träume
Für Wahrheit auf, schien sich die Sonne, schoß
Die Pfeile des Apoll von seinem Wagen los,
Und Mauern stürzten ein, und Blut der Menschen floß
Zum stäten Stoff für neue Reime.

Ihr lächelt ob der Eitelkeit
Des Fürsten? Lachet laut ob der Verwegenheit
Des Dichters, der, an dunkelm Ort entsprossen,
Im stillen Schatten aufgeschossen,
Und in den engen Kreis der Brotgelehrsamkeit
Des niedern Lebens eingeschlossen,
Sich plötzlich nun zum Richter seiner Zeit
Erheben will, der Staatskunst tiefste Gänge
Beleuchtet, sich in das Gedränge
Der Schlachten mischt, von Pol zu Pol posaunend fliegt,
Der Nationen Zwiste schlichtet,
Die Könige pedantisch unterrichtet,
Aus seinem Kämmerlein, das unterm Dache liegt,
Den Ruhm vertheilen will, und wähnet, daß die Erde
Nach seiner Liste nun die Helden reihen werde.

Doch schwärmet nicht auch mein Gedicht?
Mir, der ich es mir nie vergäbe,
Wenn ich, der Deutschen Letzter nicht,
Der ich so lange schon, so nahe Deinem Licht,
Am Fuße Deines Thrones lebe,

Die Stimme nie zu Dir erhebe,
Was bleibt mir übrig, wenn ich Dir
Der Dichter Weihrauch selbst verleide,
Wenn ich zum kühnen Fluge mir
Die schwachen Flügel selbst beschneide?
Was mir noch übrig bleibt? Ein Beyspiel, das die Welt
Noch nie gesehn, zu seyn: ein Sohn der Musen,
Der sich vor Katharinen stellt,
Und die Bewunderung, den Sturm in seinem Busen,
Aus Mißtraun in sich selbst, aus Ehrfurcht, unterdrückt,
Da Sie, die Göttliche! die nur von der Geschichte
Ein Lob verträgt, auf die bescheidenen Gedichte
Des Fremden nur um desto holder blickt.
Des Fremden? Wahrlich nein! Mit engerm Bande
Hing nie an seinem Vaterlande
Ein Mann von Herz und festem Sinn,
Als ich an dem von Dir bestrahlten Newa-Strande,
Wo ich durch Wahl und Blut gewurzelt bin,
Wo mich Gewohnheit, Dank und Liebe
So gütlich hält, wo mir der Ruf der Biederkeit
Zu solcher Zierde wuchs, wohin, zu dieser Zeit,
Mich, selbst vom Rheine weg, die Lust nach Sicherheit
Und nach vernünft'ger Freyheit triebe.

Digitized by Google

Wie? unterbricht mich hier das spöttische Geschrey
Der Schwärmer: hört ihn doch, den Feind der Schmeicheley?
Mit Freyheit prahlt er in der Höhle
Der Knechtschaft, wo die Menschenseele
An jeden, welcher sie mit Vieh und Grund ersteht,
Für hundert Rubel übergeht;
Wo, wenn der Altgewalt'ge winket,
Der Mächtigste vom Gipfel sinket,
Im Schnee Sibiriens mit stumpfen Pfeilen irrt,
Und lebend noch zum Weiland *) wird.

So täuschen falsch gedrehte Worte!
Und knüpft denn nicht an jedem Orte,
Es sey Geburt und Fleiß, es sey Gesetz und Recht
Den Bauer an sein Feld? Doch den ihm sichern Knecht
Verpflegt und hegt der edle Russe
Zum eignen Vortheil und Genusse
Mit desto wärmrer Huth, erbaut ihm Stall und Haus,
Ergänzt sein Vieh, berichtigt seine Steuer,
Theilt ihm in magrer Zeit den eignen Vorrath aus,

*) Buivschoi, der gewesene, welches gemeiniglich dem Nahmen eines bürgerlichtodten Verwiesenen voran gesetzt wird.

Und fordert doch von ihm nicht mehr, als was ein Freyer
Dem Deutschen Junker zollt, der, wenn er nur erpreßt,
Was ihm gebührt, ihn sorglos darben läßt.
Vergleicht den Unterthan Hesperischer Marchesen
Mit der gesunden Brut der Pflüger unsrer Knäsen.
Seht jenen, der ein wuchrend Feld besä't,
Die goldne Traube pflückt, die Wiese dreymahl mäh't,
Und doch bey seinem Wasserkruge
In ekeln Lappen steckt, mit Wurzeln kaum genährt;
Vor Kälte klappernd, ausgezehrt,
Der, wenn ein Reisender auf naher Straße fährt,
Sich seinem undankbaren Pfluge
Entreißt, mit unabläß'gem Fluge
Am schnellen Rade hängt, bis ihm vom kleinsten Werth
Ein Münzchen in die Mütze fährt,
Das einzige, was ihm gehört,
Weil es sein Junker nicht erfährt.
Führt ihn in unsers Russen Hütte,
Der zwar von seinem kargen Feld
Das achte Korn mit Müh erhält;
Doch der in seines Volkes Mitte,
Bey fetter Grütze, hellem Herd,
Noch einem Gaste winkt, und ihn beym Liede nährt.

Digitized by Google

Gewiß, wenn er zu wählen hätte,
Dein Freyer tauschte gleich mit der so sanften Kette.
„Allein des Eigenthums, zu welchem er gehört,
„Unfähig für sich selbst, besitzt doch Reußens Bauer
„Den kärglichen Gewinn auf ungewisse Dauer,
„Und was er Jahre lang erspart,
„Liegt nur in seiner Huth, der Willkür aufbewahrt".

Wahr ist's, das Recht besteht. Doch den Gebrauch des Rechtes
Verbannt der Schande Furcht. Wie mancher Unterthan
So manches Russischen Geschlechtes
Besitzt in Ruhe mehr, als mancher Edelmann
In freyen Länder zählen kann?
Wie manchem Gutesherrn, von Gläubigern gedrungen,
Wenn Spiel und Pracht sein Gut verschlungen,
Ist, unberaubt und ungezwungen,
Der feilgebothnen Bauern-Schaar,
Der er im übrigen ein guter Vater war,
Durch einzeln Zuschuß beygesprungen?

Der Länder Strich, die sich vom sand'gen Riga hin
Zur letzten der Kurilen ziehn,
Wo zwischen ungeheuern Strecken
Von Wildniß harte Felder stecken,
Vertrüge der ein lockres Band

Des Rechtes, das dem Unbestand
Des Pflügers freyen Lauf vergönnte,
Der zwischen sich und das versaumte Land
Gleich hundert Meilen werfen könnte?
Mit welcher schlafferen Gestalt
Der Herrschaft, als der Allgewalt,
Vertrüge sich so vieler Nationen
Vereinigung, die Reußens Welt bewohnen,
Wo jeden fern zu hohlenden Entschluß
Des Wortes Macht beflügeln, schärfen muß?
Doch selbst die Allgewalt, bey so liebreicher Pflege,
Als die, die lange schon Rutenien beglückt,
(Es lange fort beglücken möge!)
Was hat sie, das den Edlen drückt?
Herr seiner Wahl, mit Reußens Heeren
Nach Siegen auszuziehn, den Chor
Der goldnen Höflinge zu mehren,
Als Richter Parthen anzuhören,
Und, zieht er dunkle Ruhe vor,
Sein angeerbtes Feld zu pflügen
Und vor dem warmen Herd zu liegen,
Fühlt er in jedem Stand, in stets wohlthät'ger Art,
Der Allgewalt Allgegenwart;
Er fühlt sich schnell erhört, beschützet,
Wenn Übermacht und List ihn quält,
Fühlt sich im Unglück unterstützet,
Sieht reichen Lohn, wenn er dem Staate nützet,
Und nahe Gnade, wenn er fehlt.

Digitized by Google

In Ländern, wo Gebrauch und Titel stolzen Ständen
Mit des Regenten Macht fast gleiche Macht verleiht
(Die sie so gern auf Trotz und Widerstand verwenden),
Da muß der schwache Fürst auf strenge Förmlichkeit
Sich stützen, stets auf Stelzen steigen,
Und stets der lauschenden Verwegenheit
Die leicht vergeß'ne Würde zeigen.
Hier aber, wo vor des Monarchen Hand,
Vom Größten wie vom Kleinsten anerkannt,
In tiefer Ehrfurcht alles bebet,
Wo alles Gnade wird, kein Anspruch sich erhebet,
Was wagt der Herr, wenn er, wie Katharina pflegt,
In der Gewählten kleinem Kreise
Den Zwang der Krone niederlegt,
Und nach geliebter Mütter Weise,
Durch Freundlichkeit der Kinder Joch versüßt,
Von denen keines je der Ruthe Recht vergißt?
Blutdürstig herrscht in andern Staaten
Die Rächerinn der Missethaten,
Die strenge Nemesis. Hier lindert sie
Der Strafe Maß durch Menschlichkeit und Gnade,
Zufrieden daß hinfort der Böse nie
Den Menschen mehr, allein den Zobeln schade.

Doch nun auf mich zurück! Bey meinem stillen Plan

Was geht der Große mich und was der Bauer an,
Mich, der ich meinen Weg, gleich weit von beyden, walle,
Und mir am beſten da gefalle,
Wo, leichten Pflichten unterthan,
Ich meinem Sinne folgen kann?
Zwey Mahl hab' ich den Kreis der aufgeklärten Staaten
Durchwandert, ſtets bereit, die gnügſamen Penaten
Zu pflanzen, wo mich, häuslich frey,
Des Aberglaubens Tyranney,
Der Vorurtheile Joch, der Steuern Bürde,
Der Großen Stolz nicht drücken würde;
Doch kein der Sonne nahes Land
Gab mir, was ich am Pole fand.
Hier wird Calvins, und Roms, und Luthers Lehre
Zu keiner Schuld, die der Verfolgungsgeiſt
Im Schwefelrocke büßen heißt,
Schließt keinen aus von Gunſt und Ehre.
Im nachbarlichen Gotteshaus
Geht jede Secte hier einträchtig ein und aus.
Die Hirten ſelbſt, gleich ihren Schafen,
(Ein ſeltner Fall!) vertragen, ſchätzen ſich,
Und niemand ſchmäht, wenn ich nicht wöchentlich
Bey einer Predigt eingeſchlafen;
Gleich weit von Läſterung und dummer Heiligkeit,
Beleidigt hier mein Ohr kein atheiſt'ſcher Bube,

Doch fliegt mir auch, um eine Fröhlichkeit
Am Sonntag angestellt, kein Kiesel in die Stube *).
Hier wagt kein neuernder Sophist
Den Satz, daß Raub und Mord ein Recht des Menschen ist **);
Hier brüllt bey keinem nassen Schmause
Ein Stentor aus dem Unterhause,
Der doch, so bald die Gunst ihm winkt,
Zur Herde des Ministers überspringt.
Das beste Gegengift politischer Parteyen,
Gehorsam, hier die allgemeinste Pflicht,
Stöhrt die Vertraulichkeit gesellschaftlicher Reihen,
Und stört des Staates Ruhe nicht.
Der Große, der aus Rurichs Blute
Sich herbeweis't, empfängt und suchet hier
Den Mann von Wissenschaft, von Kunst, von Kriegesmuthe
Mit größrer Achtung und Begier,
Als dort der Krämer thut, der mit Dukaten prahlet,

*) In England, wo die freyesten Schriften erscheinen, verträgt der bigotte Pöbel auch nicht einen Saitenstrich am Sonntage.

**) In dem Satze, daß gewisse Rechte des Menschen unverjährbar sind, liegt nothwendig auch der andere Satz, daß, wenn sonst keine Mittel sie wieder zu erlangen da sind, auch Raub und Mord zum Rechte des Menschen gehören. Eine Folgerung, deren Wirklichkeit wir, leider! nur zu deutlich gesehen.

Digitized by Google

Und Glieder *) und Talent wie Zimmt und Pfeffer zahlet.
Geburt und Reichthum ziert, allein bestimmt den Rang
Des Russen nicht. Ihn giebt ihm Dienst und Gnade.
Den Sohn des Größten lehrt die Schule niedrer Grade
Erst Ehrfurcht und der Pflichten Zwang.
Unzollbar ist das Haupt des Edlen; doch die Rechte
Der Krone zahlt er ihr als Bürge seiner Knechte,
Und der nach ihrer Zahl vertheilte feste Schoß
Bleibt für den Armen klein, wird für den Reichen groß.
Vom stillen Zolle, der des Prachtes Waaren drücket,
Die uns Paris und London schicket,
Bleibt jeder, der der Eitelkeit,
Der Sucht gebiethen kann, so lang' er will, befreyt;
Indessen wächst im emsigen Gewerbe
Des Fremden Mammon ungestört,
Mit welchem er, und wo nicht er, sein Erbe,
Zum Lande, dem er einst den Rücken arm gekehrt,
Um keinen Zehenten gezwackt, zurücke fährt.

*) S. die Tabelle der Holländer, nach welcher sie auf jedes Glied, das man im Kriege für sie verlieren würde, einen gewissen Preis festsetzen.

Digitized by Google

Dieß alles fand ich nicht in den gepriesnen Reichen,
Die sich mit Rom und Griechenland vergleichen.
Rom, Griechenland! Die Nahmen lauten groß;
Doch sagt, ob auch in ihrem Schooß
Der freye Bürger stets der Freyheit Recht genoß,
Ob Thorheit, Unbestand, ob Ehrsucht, ob Intrigen
Nicht höher auf dem Markt als je bey Hofe stiegen.
Mir scheint's. Und wäre mir gleich jetzt die Wahl verliehn,
Hier unter einem Antonin,
Den kein Gesetz an keiner Laune hindert,
Doch der des Joches Last durch weise Güte lindert,
Zu leben oder dort im zwar noch freyen Rom,
Wo aber toller Reden Strom
Die Väter und das Volk entzweyte,
Und täglich jede der erbitterten Partey'n
Der andern Dolch und Feuer dräute:
Dann, wahrlich! sollte mich der Schein
Des großen Worts, der Freyheit, nicht verblenden;
Mit hohen, mit gefügten Händen
Würd' ich mich zum Despoten wenden,
Um von der häßlichsten der Tyranney'n,
Von der des Pöbels, fern zu seyn.

„Was aber bist du denn im Staate?"
Ein Glücklicher. Was brauch' ich mehr?

Digitized by Google

„Du stimmest nicht im Forum, im Senate."
So besser! Mir behagt es sehr,
Wenn mit Geschäften sich die Gierigen befassen,
Und mich in Ruhe dichten lassen.
„Doch Würde, Titel, Ordensband,
„Wie drückend für den tiefern Stand?"
Dieß fühl' ich nicht. In meiner Rang-Tabelle
Seh' ich zufrieden meine Stelle,
Die mir das Glück, mein eigner Wille gab,
Und blicke nicht beschämt hinauf, nicht stolz hinab.
Gruß, Titel, ein Tribut vom leichtesten Gehalte,
Ist alles, was von mir Geburt und Stern erhält,
Nicht Hochachtung, mein beßres Taschengeld,
Mit dem ich nach Gefallen schalte.
„Allein wie toll ist es mit Hab und Gut bestellt?
„Wie wenig hier, wie viel in jener Casse?
Wohlan! Vertheile heut der Güter ganze Masse
Zu gleichen Looſen jeder Classe,
Gieb jedermann vollkommne Macht
Des Eigenthums: ich wette, morgen
Hat Thor und Spieler schon das Seine durchgebracht,
Und muß der Reiche schon um Zins dem Armen borgen.

Fest überzeugt, daß Rang und Pracht
Ein leeres Herz nicht glücklich macht,
Zufrieden mit dem engen Segen,
Den mir das schmal gerettete Vermögen,

Digitized by Google

Der Gattinn, den ehrbare Sparsamkeit
Mir bey gemächlichem Gehalt verleiht,
Schreib' ich Horazens goldne Worte:
Dieß war mein Wunsch auf meines Tiburs Pforte,
Und sage täglich froh zu mir:
Bescheidne Freyheit wohnet hier.
Du siehst Erhabene, mein Wort ist ungebrochen:
Nur Wahrheit hab' ich Dir, und nur von mir gesprochen.

v. Nicolay.

Beyspiellose Unverschämtheit.

Der verächtlichste aller Deutschen Schriftsteller glaubt ein Mittel gefunden zu haben, der verächtlichsten aller Deutschen Zeitschriften (jedermann verstehet, daß hier nur von Hoffmann und der Wiener Zeitschrift die Rede seyn kann) Leser und Käufer zu verschaffen. Er tritt als ein gewaffneter Bettler auf, und schilt alle diejenigen Jacobiner, die seine Wische nicht lesen und—kaufen wollen. So lautet seine feine Erinnerung.

„Die Leser der Wiener Zeitschrift müs„sen sich schon gefallen lassen, daß sie auf „der Liste der Nicht-Jacobiner oben an „zu stehen kommen .... und in dieser „Rücksicht dürfte sich die Wiener Zeitschrift „beynahe ein sehr wichtiges Verdienst um

„Staat und Kirche erwerben, wenn sie das „Werkzeug würde, durch welches an den „Tag käme: Wer in Deutschland Jacobi„nisch denkt, und wer nicht!!!"—

Man wette also den Staat im Felde wie Laudon und Eugen, im Cabinette wie Sully und der einzige Kaunitz; man setze die Rechte der Fürsten und Unterthanen weise und billig aus einander wie Grotius und Martini: alles das hilft nichts. Wenn man nicht die Hoffmannischen Verläumdungen lieset und kaufet, so denkt man Jacobinisch. Hingegen schreibe man so antimonarchisch, als Paine und Rousseau; man rede so rasend, als Marat und Robespierre; man handle so Cannibalisch, als Jourdain und die Ungeheuer vom zweyten September: durch einige für den Hoffmannischen Zeit-Unrath verworfene Gulden läßt sich alles Unrecht wieder gut machen, läßt sich jede Sünde abkaufen. Man denkt dann nicht mehr Jacobinisch, man ist ein Freund Gottes und der Fürsten.

Digitized by Google

Eine solche Unverschämtheit ist in Deutschland beyspiellos, und konnte nur den Französischen Demagogen abgelernt werden. Dieser Abschaum des menschlichen Geschlechtes braucht den ähnlichen Kniff, alle diejenigen, die er ihrer Redlichkeit wegen scheuet, durch den vermeinten Schimpfnahmen Royalist und Aristokrat verhaßt zu machen; doch diese Elenden wenden ein so niederträchtiges Mittel bloß gegen ihre Feinde an. Aber hierdurch Pränumerations-Gelder einzutreiben (und es gibt doch unter ihnen manchen eben so erbärmlichen Autor als Hoffmann ist), hierdurch alle Nichtleser zu brandmarken, dieses haben selbst sie, man denke nur! selbst sie sich noch nicht unterstanden.

Das Lächerlichste bey der Sache ist, daß Hoffmann seine Pränumeranten sogar in dem Versprechen, sie für ihre 6 Gulden auf die Nicht-Jacobiner-Liste zu setzen, sogar in diesem Versprechen täuschet; er müßte denn einen geheimen Weg haben, etwas an den Tag zu bringen. Auf den or-

dentlichen Weg des Druckes hat er ja Verzicht gethan und den Pränumeranten feyerlichst verheißen, ihre Nahmen nicht ruchbar werden zu lassen. O des feinen Schriftstellers, der ihnen dieses als eine Schonung schuldig zu seyn bekennt! Doch seine Pränumeranten sind auch die einzigen, die er schont: Es war ihm nicht genug, viele Menschen auf die gottloseste Art zu beschimpfen und zu verschreyen; nicht genug, viele gute Schriftsteller Deutschlands, denen er nicht werth ist, die Schuhriemen aufzulösen, herab zu setzen, verdächtig zu machen, ja als Rebellen darzustellen, und, so viel an ihm lag, um Amt und Brot zu bringen; nicht genug, die edle Ungarische Nation in seinem Babel und Ninive zu beschimpfen; nicht genug, Wien und Prag zu verleumden und zu lügen, sie seyen voll heimlicher Gesellschaften, voll verdächtiger Clubbe; nicht genug, die gerechte Liebe und Verehrung für den besten Fürsten durch seine albernen Prahlereyen und niedrigen Ausgeburten mehr zu schwächen, als die unsinnigsten Pasquille der Freyheit-be-

soffenen Marats jemahls hätten thun können; alle diese Niederträchtigkeiten waren ihm nicht genug: er mußte auch hintreten und als ein hirnloser Marktschreyer jeden, der seine Quacksalbereyen wider das politische Zahnweh verschmähet, zu einem Jacobiner brandmarken. Und ein so unverantwortlicher, dem ganzen Deutschland zugefügter Schimpf wird nicht bloß von einem Hoffmann geschrieben, (denn der hat die Erlaubniß alles zu schreiben, wie die Metzen in—Corinth, wenn ich nicht irre, die Erlaubniß hatten, alle Arten Kleider zu tragen, weil man sie unter der Ahndung der Gesetze achtete), also nicht bloß von einem Hoffmann geschrieben, sondern auch gedruckt, gedruckt, gedruckt! Man klage nun nicht mehr über die zu strenge Wiener Censur! Sie hätte unmöglich einen größern Beweis der Preßfreyheit geben können.

Nun ein Wort an meine Leser! Ich habe es für eine Pflicht gehalten, einen so abscheu-

Digitized by Google

lichen, öffentlich getriebenen Unfug öffentlich zu strafen. Übrigens dürfen sie nicht fürchten, daß ich mich oft mit Hoffmann abgeben oder mich gar so weit vergessen werde, ihm auf sein Gebelfer zu antworten. Schon im Anti-Hoffmann habe ich die Censur gebethen, Alles, was er gegen mich schreibt, Alles ohne Unterschied zuzulassen; und nun vollends erst jetzt! Dieser letzte der Schriftsteller gleichet einer Rackete. Man hoffte, daß sie gerade aufsteigen und so viel leuchten würde—als eine Rackete leuchten kann; aber man irrte, wie denn die weisesten Menschen, wenn sie zugleich gut sind, am leichtesten darin irren, daß sie andere Menschen nach sich beurtheilen. Man irrte also; die Rackete ging nicht gerade, sondern sehr schief, zischte mitten unter einen Haufen ehrlicher Leute hinein, zerplatzte, und beschädigte so manchen. Nun aber ist alles vorbey und nichts übrig—als der Rauch und der Gestank.

K. K. National-Theater.

Der Kerkermeister von Norwich, ein Schauspiel in vier Aufzügen nach einer wahren Begebenheit von Wellisch, aufgeführt den 7. Januar.

Betty Ramsay, die Mündel eines niederträchtigen, eigennützigen Mannes, sollte wider ihren Willen einen seiner Anverwandten ehelichen. Sie entfliehet mit Robert, ihrem Liebhaber, heirathet ihn, und ein Sohn ist die Frucht ihrer Verbindung. Da sie nebst den Juwelen ihrer Mutter auch einiges Geld ihres Vormundes mitnahm, wofür sie aber einen Revers zurück ließ, wurde sie und ihr Mann als Diebe behandelt, ihre Heurath für ungültig erklärt, und beyde sammt ihrem Kinde nach Norwich in das Gefängniß gebracht. Hier fängt das Stück an. Der Kerkermeister Johnson, ein Menschenfreund, erleich-

tert ihnen ihr Schicksal; aber leider erschei-
nen Commissäre, welche die Frau verurthei-
len, mit dem morgen abgehenden Schiffe von
Yarmouth aus nach Botany-Bay gebracht
zu werden. Man weiß, oder vielmehr man
weiß es nicht allgemein, (was dem Stücke
gleichfalls Schaden that), daß die Engländ-
der diese Colonie mit den ärgsten Missethä-
tern bevölkern. Auch führet sie der Kerker-
meister sammt ihrem Kinde den andern Mor-
gen nach Yarmouth, wo der zweyte Aufzug
vorgehet. Der Capitän Tomley übernimmt
Betty. Er ist ein wahres Ungeheuer, und
trennt sie von dem Kinde mit Satanasi-
scher und eben deßhalb untheatralischer Grau-
samkeit. Diese so wohl, als seine zu pöbel-
hafte Sprache mußten auffallen. So sagt
er zum Beyspiele boshaft lachend: „Ha! ha!
„ha! Seh' ein Mensch das Gauklerpack!
„Was sie wegen einem Fratzen für Grim-
„massen machen" (zwey Provincialismen, das
Wort Fratz und die Verbindung des we-
gen mit dem Dative!) Hierauf läßt er sie
„gebunden in den untersten Raum des Schif-

„ses schleppen; wo ihr Winseln an den nas-
„sen Wänden verhallen kann." Philipps ein anderer Schiffs-Capitän, giebt dem redlichen Johnson Geld, daß dieser nach Norwich zurück reite, und der Mutter vom Scheriff die Erlaubniß bewirke, ihr Kind mitzunehmen. Nun beginnet der dritte Aufzug in Norwich. Roberts Vater kommt, seinen Sohn zu befreyen, der aber lieber mit seinem Weibe und Kinde nach Botany-Bay schiffen, als ohne sie im Wohlstande leben will. Der Vater läßt sich endlich bewegen, auch der Betty zu verzeihen und beym Scheriff ihre Begnadigung anzusuchen. Der Scheriff macht Anstände, gehet aber ohnehin selbst nach Yarmouth, und bescheidet alle dahin. Dort, wo der letzte Aufzug spielet, befreyet der Scheriff die arme Betty dadurch, daß er sich einerseits auf ein Gesetz berufet, „das verbiethet einer „Mutter, wer sie immer ist, ein Kind, das „noch der mütterlichen Pflege und Wartung „bedarf, wider ihren Willen zu entreißen," und andererseits auf die Verordnung, keine Kinder nach Botany-Bay einzuschiffen.

Dieses Stück gefiel sehr wenig, so gut auch Hr. Klingmann spielte, der erst genesen war, und sich leider hierdurch einen Rückfall zuzog. Die Ursache des geringen Beyfalles liegt gewiß nicht im Stoffe, sondern in der Behandlung. Hätte es dem Verfasser gefallen, unnütze Scenen wegzulassen, gedehnte abzukürzen, und das Stück in zwey Aufzüge zusammen zu drängen; so wäre es gewiß besser aufgenommen worden. Auch fand man, daß das Kind zu lange auf dem Theater sey, daß Betty's Entschluß, sich selbst umzubringen, einer Grimasse oder doch einer eitlen Drohung ähnlich sehe, und daß der Capitän Tomley zu pöbelhaft, der Kerkermeister aber hier und da zu erhaben, ja wohl gar poetisch spreche; z. B. „Diese „Welt reicht uns selten den Becher der Freu„de, aber desto öfter den Becher der Leiden" und wieder: „Über mich erstreckt sich ihr ei„sener (eiserner) Zepter nicht". Am meisten aber mißfiel der schon oben gerügte Charakter des Capitäns Tomley. So viele treffliche Kunstrichter haben bemerkt, daß auf

ein menschliches Theater weder Teufel noch Engel gehören. Dennoch bringen unsere jungen Schriftsteller sie immer darauf; welches freylich leichter ist, als Geschöpfe zu schildern, die bey ihrer Größe Flecken, und bey ihren Abscheulichkeiten noch Züge der Menschheit haben. Wenn man nun erst gar diese Teufel ohne alle, oder doch ohne hinlängliche Ursache wüthen läßt, so verschlimmert man sein Stück noch mehr. Dieses ist leider beym Tomley ziemlich der Fall. Wo sich kein Vortheil zeigt, triegt (und wüthet) auch der Böse nicht, sagt unser vortrefflicher General von Ayrenhoff in einem seiner Trauerspiele: ein Spruch, den kein Dichter vergessen muß. Der Verfasser des Kerkermeisters hätte die Erbitterung des Capitäns gegen Betty etwas mehr durch eine Liebeserklärung motiviren können, die der Capitän ihr auf seine Weise gethan, sie aber mit Verachtung zurück gewiesen hätte. Man erwartet das sogar beym Anfange der Scene, wo Tomley sein Belieben an Betty zu erkennen giebt. Noch will ich einige Bemer-

Digitized by Google

kungen über die Erscheinung der Kinder auf der Bühne meinen Lesern mittheilen. Unser Autor läßt das Kind ganz stumm seyn. Einige Laute hätte er ihm wohl in den Mund legen können. Dennoch ist es so immer noch besser. Nur wenige Autoren können dieß mit so viel Natur und Wahrheit, als Engel und Göthe. Noch seltener haben selbst die natürlichen Reden der Kinder den erwünschten Erfolg. Einmahl verstehet man sie nicht; es sey denn, sie strengen ihre Kehle an, wodurch auch bey Erwachsenen der natürliche Ton zu Grunde gehet. Dann ist es kaum möglich, sie bis zur Täuschung abzurichten; und was die Täuschung nicht befördert, störet sie. Dieses haben wir unlängst bey der Vorstellung Richards des dritten erfahren. Das Söhnchen des Hrn. Bergopzoomer machte es recht artig. Jedermann klatschte dem liebenswürdigen Kleinen; aber war auch nur Einer der Klatschenden gerührt, getäuscht? Es war immer Hrn. Bergopzoomers Kind, das seine Rolle gut hersagte; aber nicht der Sohn der unglücklichen Königinn. Dieses

wird bey einem minder gelehrigen, minder gut abgerichteten Kinde noch eher der Fall seyn.

Den 14. Januar gab man die falschen Vertraulichkeiten von Marivaux und das komische Ballet der Jahrmarkt (zu Neapel). Ich zeige auch die Aufführung dieses alten Stückes an, weil ich es, ungehindert der schlechten Übersetzung, für eines der trefflichsten Lustspiele auf unserer Bühne halte. Es gefiel allgemein. Auch haben Hr. Lange als Dörner, und Mad. Stephanie als Julie Heiter mit vieler Feinheit und Richtigkeit gespielt. In der Scene, wo sie ihm den Brief in die Feder sagt, und er über plötzliches Übelbefinden klaget, äußerte sie ihre verliebte Sorgfalt meisterlich.

Noch ein Paar Betrachtungen über die Rollen des Süßholz und der Frau Dünkelinn!

Süßholz muß in den Scenen mit Julien

sie weniger auslachen als beobachten. Doch was sage ich weniger? Gar nicht muß er sie auslachen. Ein unwillkürliches verbissenes Lächeln mit abgewandtem Gesichte ist alles, was er sich erlauben kann. Dagegen muß er seine Augen immer erforschend auf Julien richten, und sie, wenn Juliens Blick ihnen begegnet, wie ertappt wegwenden.

Frau Dünkelinn ist ein auffahrendes pöbelhaftes Weib, voll Unarten und Bauernstolz, wie aus allen ihren Handlungen, aus allen ihren Reden und besonders aus den Schimpfnahmen erhellt, die sie bey jeder Gelegenheit ausstößt. Der geringste Anstand ist in dieser Rolle gar nicht an seinem Platze. Auch der Putz dieser Frau muß prächtig, aber nicht geschmackvoll und allenfalls etwas überladen seyn. Man muß es ihr ansehen, daß sie gern den Putz vornehmer Personen nachahmen möchte, und es nicht recht anzuschicken weiß. In dem 6. Auftritte des dritten Aufzuges, wo sie zu Julien sagt: „Ihre Leute „lassen sie nicht mahlen. Ihre Leute stellen

„sich nicht hin und gaffen ihre Porträts an. „Ihre Leute sehen nicht galant aus, und „spielen die süßen Herren," muß sie eben so wenig den Ton auf ihre legen, als Julie in der vorher gehenden Rede: „Warum for„schen sie nicht aus, ob alle meine Leute wie „er denken?" den Ton auf meine legen darf. Es ist ja nicht von den Leuten mehrerer Herren die Rede.

Das Ballet, der Jahrmarkt, ist kein Ganzes, und soll es auch nicht seyn, wohl aber eine Reihe komischer und angenehmer Gemählde, zu denen unsere Tänzer-Gesellschaft unstreitig mehr Talente hat, als zu den tragischen. Hr. Muzarelli benützet diese Talente, und giebt jedem Gelegenheit das seinige glänzen zu lassen. Die lachende und treu copirte Gegend mit der Aussicht auf das Meer und den Vesuv ergetzet das Auge. Die artigen Tänze werden noch anziehender, wenn man weiß, daß es größten Theils wirkliche Italiänische Landtänze sind. Der Viertanz zwischen Mad. Terzaga und Herrn

Gechi und zwischen Mad. Muzarelli und Herrn Volcani ist in Spanien zu Hause, und heißt Fantango. Die zwey letztern zeigen sich schon vorher in einem sehr artigen komischen Zweytanze: (Pas de deux). Aber nichts übertrifft die Art, mit der Hr. Volcani das Automat vorstellet. Obgleich diese Idee nicht neu ist, so kann sie doch, so ausgeführt, nicht anders als gefallen.

Das Publicum nahm dieses Ballet sehr gut auf, und klatschte den Erfinder heraus.

Ein Paar Züge schienen mir doch den Regeln des feinen Geschmackes nicht ganz angemessen; die Bekleidung des Bären und die Scene mit den Policinellen. Ihr Hervorkommen aus Tragekörben ist ein zu abgenützter Spaß. Noch weniger hat mir der drohende Degen der Tänzerinnen gefallen. Was soll ein Medeïscher Stahl in den Händen der Grazien?

Digitized by Google

Auf den Tod

der

Gr. Marie C***.

Im Nahmen ihrer Freunde.

So frühe schon, in deiner Jahre Blüthe,
Mit diesem Recht auf Ehren, Freud' und Glück,
Mit diesem hohen Rang und höherem Gemüthe
Heischt dich der Ewige zurück.
Kurz war die Bahn, die du gewandelt,
Doch kurz in unsern Augen nur;
Ihm schien sie lang, dem Vater der Natur.
Ihm lebt Jahrhunderte, wer weis' und edel handelt.
So handelte Marie. Einsichten, Frömmigkeit
Und, was auch selbst der Edle manchmahl freyer
Zu zeigen pflegt, Belesenheit,
Geist und Talente barg sie ängstlich unterm Schleyer
Erröthender Bescheidenheit.
Wir sahn auf sie mit ehrfurchtsvollem Blicke,
Und machten schon in unserm Geist,
Kurzsichtig, manchen Plan zu ihrem künft'gen Glücke.

Digitized by Google

Den bessern machte Gott, der sie uns nicht entreißt,
Nur aufbewahrt. Drum laßt uns mäßig sie beweinen
(Sie selbst mißbilliget der Schmerzen Ungestüm);
Doch leben laßt uns so, daß einst vor ihr und ihm
Wir ihrer Freundschaft werth erscheinen.

A.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Monathsschrift.

Februar, 1793.

Auf den Mord Ludwigs XVI. *).

Nur dieser Gräuel fehlte noch!
Ist's nicht genug, daß ihr zu einem härtern Joch,
Als die Nerone je den Völkern aufgeleget,
Das tolle Freyheitsholz gehau'n,
Und eine Tiegerschaar mit immer rüst'gen Klau'n
In euern Mörderhöhlen häget,
Die auf den ersten Wink den kühnen Mann zerfleischt,

*) Dieses Gedicht ist die erste Wirkung des Abscheues dieser blutigen, ungerechten That, welche die Jahrbücher unserer Zeiten schändet. Da jeder redliche Mann ihn mitempfindet, so wird er den Ausbruch desselben nicht tadeln können. In einem der folgenden Stücke, und wenn es möglich ist, in dem nächsten, denke ich eine unparteyische Prüfung des Prozesses und der Verurtheilung zu liefern.

Digitized by Google

Der allzu laut es sagt, daß ihr mit leeren Träumen,
Mit Mützen ohne Kopf und wurzellosen Bäumen
Den mitverschwornen Pöbel täuscht?
Ist's nicht genug, daß ihr mit Räuberhorden
In ruhige, friedsel'ge Städte dringt,
Und durch die Drohung, so zu sengen und zu morden,
Als wärt ihr in Paris, der Fremden Gold erzwingt,
Den Völkern eine Freyheit bringt,
Die sie mit Recht als arge Knechtschaft hassen,
Und Belgien beraubt, das nun mit Schaden klug
Zu spät es sieht, wen es verlassen,
Wem es gefolgt? Sind all die Gräuel nicht genug?
Versammelung von Ankerströmen,
Willst du auch noch dem unglücksel'gen Land
Die letzte Zier, des Friedens Unterpfand,
Die Hoffnung beßrer Zeiten nehmen?
Sie will's. Denn achtet wohl die Königsmörder-Brut,
Die zu Gericht, nein, die zu würgen sitzet,
Ob ihre That dem blinden Volke nützet?
Theils aus Jourdainischer, theils aus bezahlter Wuth
Ergreifet sie den König, und vergießet,
Was rein und unentehrt in seinen Adern fließet,
Des zwölften Ludewig, des vierten Heinrich Blut.
Ja Neffe Damiens, besetze die Tribüne,

Digitized by Google

Und rede hier den frommen Ludewig
Hinauf auf jene Todesbühne,
Auf die dein Ohm nach Ravaillaken stieg!
Zwar treffen deine Dolche besser,
Zwar bist du schändlicher und dein Verbrechen größer,
Da er das seinige, wie wohl der Hölle werth,
Durch Heucheley, durch Scheinrecht nicht vermehrt;
Du aber frech in den entweihten Schleyer
Der strengen Nemesis das deinige verhüllst,
Und mit dem Leib die Ehre morden willst.
Sey immerhin ein scheußlich Ungeheuer,
Werth, daß die Erde dich verschlinge, daß dich Feuer
Vom Himmel tilge; doch das ärgste bist du nicht.
Dort ist es, dort der feige Bösewicht,
Der eure geifervolle Zungen
Zu des Verwandten Mord für reichen Lohn gedungen,
Zu des Verwandten Mord, der: Ich verzeih' dir, flieh!
Zu gütig rief, und sich des Bebenden erbarmte,
Als er, entlarvt und Gnad' erheuchelnd, seine Knie
Fest wie ein Götterbild umarmte.
O unglückseel'ger Fürst, o daß du dazumahl
Den niederträchtigsten der Sterblichen geschonet!
Sieh, wie dir nun die Schlange lohnet:
Zu deinem Morde giebt ihr Zischen das Signal.
Der Kerker thut sich auf. Da wird er hin geführet

Durch Straßen, wo vordem sein Volk, noch ungereitzt
Zum Aufruhr und zum Mord, ihm dankbar jubiliret
Und liebevoll um einen Blick gegeitzt.
Jetzt stürmt die Cannibalen-Menge
Von allen Seiten her in rasendem Gedränge.
Was nützt es ihm, daß er ihr Blut gespart?
Man spart das seine nicht.... Was es dem Edlen nützet?
Das nützt es ihm, daß er bey dieser letzten Fahrt
So ruhig, als vordem, in seinem Wagen sitzet;
Daß er, von innerm Vorwurf frey,
Durch teuflische Cabal' und Pöbel-Tyranney
Unschuldig, wie das Lamm auf Golgotha, geschlachtet,
Im Tode noch, wo selbst der böse Mann
Betrug und List verlernt, sich's laut bezeugen kann:
Er habe nur nach Frankreichs Wohl getrachtet;
Daß er von Redlichen geliebet, hochgeachtet,
Von einem Paine selbst vertreten und beweint,
Im Glanz der Märtyrer dem Enkel einst erscheint.
Nun nahet er dem Beil mit ruhigem Gewissen,
Und da man längst die Macht zum Wohlthun ihm entrissen,
Nützt er zum Segnen doch den letzten Augenblick.—
Ha jetzt.... O weg mein Geist von dieser Schrecken-Scene!
Es ist verübt das Bubenstück!

Digitized by Google

Weg von dem Mörderplatz, wo jede Mitleidsthräne,
Die hier und da vielleicht ins Blut der Unschuld fließt,
Ein kerkerwerth Verbrechen ist;
Wo Engel selbst die Augen sich verhüllen,
Das bleiche Haupt des Todten nicht zu sehn,
Indeß ums Blutgerüst die Ungeheuer stehn,
Aus deren Mund Marat und Hölle brüllen.

Verräther, brüllet nicht zu laut!
Dieß Blut, auf das ihr nun mit Teufels-Freude schaut,
Dieß werden Erd' und Himmel von euch fodern.
Schon seh' ich rings um euch die Kriegesflamme lodern,
Und euer Vaterland, so weit es sich erstreckt,
Trotz eurer Dumouriers und eurer Garderotten,
Mit Heeren überschneyt, mit rachbegier'gen Flotten
Die Meere Galliens bedeckt.
Ich seh' nicht nur der Völker Fürsten
Nach eurem Untergang, ihr Königsmörder, dürsten:
Ich seh' die Völker selbst von gleichem Grimm entbrannt.
Wo Redlichkeit noch wohnt, wo noch der Tugend Same
In Menschenherzen keimt, wo noch aus einem Land

Nicht Wüthriche, wie ihr, der Menschheit Recht verbannt,
Dort überall wird euer Nahme,
Selbst von der Enkel Mund, nie ohne Fluch genannt.

A.

Von dem Adel.

Prima mihi debes animi bona: sanctus haberi
Justitiaeque tenax factis dictisque mereri
Agnosco procerem.

JUVENALIS.

Vor allem heischt die Welt ein Leben ohne Tadel:
Sie heischt den hohen Seelenadel
Wie eine Schuld von dir. Drum auf und zeige dich
Als Biedermann, als Freund der Tugend; scheue
Weit weniger den Tod als einen Bruch der Treue:
Dann seh' ich's, du bist adelich.

Es ist ein wahres Wagestück sich eine Materie zum Gegenstande seiner Untersuchung zu wählen, worüber zwey mächtige Parteyen in einen heftigen Streit gerathen sind. Je unbefangener, offenherziger und unparteyischer der Autor zu Werke gehet, desto schlimmer ist es für ihn. Die Wüthenden (enra-

gés) werden von der Partey, für die sie wüthen, auch mit Wuth vertheidigt. Der kaltblütige Forscher nach Wahrheit aber macht sich gewöhnlich beyde Parteyen zu Feinden, und wird, wie Pope sagt, von den Tories für einen Whig, von den Whigs für einen Tory gehalten.

Diese leider nur zu wahre Bemerkung hat manchen klugen Mann abgehalten, die Stimme der Wahrheit zu erheben; und obschon eine solche Klugheit nicht immer Lob verdient, so muß sie doch sehr oft entschuldigt werden. Nicht jedermann ist in der glücklichen Lage, die Wahrheit freymüthig predigen und, wenn Zeter über ihn gerufen wird, mit philosophischer Kälte sagen zu können: „Mögen sie doch reden, was sie wollen! Was kümmert's mich?"

Wer aber in dieser glücklichen Lage ist, soll bey einem Streite, der die bürgerliche Gesellschaft so nahe angehet, kein stummer Hund seyn, wenn ich diesen starken Ausdruck

dem heiligen Paulus abborgen darf. Er soll mit Bescheidenheit beyde Theile an Recht und Billigkeitsliebe erinnern, sich befleißen, wenigstens Einige der Wahrheit zu gewinnen, und durch Besänftigung der Gemüther sie ihrem wahren Endzwecke, der gegenseitigen, auf Ruhe gebauten Glückseligkeit, näher zu rücken suchen.

Wie glücklich würde sich der Verfasser dieses Aufsatzes dünken, wenn auch er etwas zur Erreichung dieses schönen Endzweckes beytragen könnte!

Der Adel ist ein Vorrang, welcher einem Bürger wegen besonderer Verdienste vor seinen Mitbürgern von dem Staate zugestanden wird. Erstreckt er sich auf die ehelichen Kinder, so heißt er Erbadel; ist er mit besondern Ehren, vorzüglich mit dem Rechte den Hof zu besuchen, vereinigt, so heißt er der hohe Adel. Von diesem ist hier eigentlich die Rede.

Digitized by Google

Der Ursprung des Adels ist, wie bekannt, in den ältesten Zeiten zu suchen. Er erbte anfangs nicht auf die Kinder, und wurde, wie die Kronen selbst, meistens auf dem Schlachtfelde erworben. So bald die Aufklärung, welche von niederträchtigen Schriftstellern als eine Feindinn der bürgerlichen Gesellschaft, als eine Illuminatinn, als eine Jacobinerinn verschrien wird, nur ein wenig ihr Strahlenhaupt empor gehoben hatte, sahe man ein, daß Tapferkeit und Heldenmuth zwar verehrenswerthe und nothwendige, aber nicht die einzigen Tugenden sind, deren die bürgerliche Gesellschaft bedarf. Die Wißbegierde erwachte, und man suchte sie zu befriedigen. Da der Adel der vermöglichste Theil der Nation oder viel mehr, nebst der Geistlichkeit, der einzige vermögliche Theil der Nation war, so konnte er sich und seinen Kindern durch lebendige und todte Lehren oder durch Reisen in fremde Länder Unterricht verschaffen; denn die Bildung des Geistes fordert zwar nicht Reichthum, der ist ihr vielmehr im Wege, aber gewöhnlich

doch einigen Wohlstand. Man darf sich also gar nicht wundern, daß bey einem rohen Volke die wichtigsten Ämter des Staates ausschließungsweise in den Händen der Adelichen waren. Sie hatten sogar allein das Recht hierzu, da sie allein den Grund des Rechtes, die Fähigkeit hierzu, besaßen. Bey unsern Zeiten ist es freylich ganz anders, und wenn eine Nation das barbarische Gesetz: keinen Unadelichen zu Staatsämtern zu befördern noch nicht abgeschafft hat; so kann sie den Vorwurf der schreyendsten Ungerechtigkeit oder der größten Rohheit schwerlich von sich ablehnen.

Ehe ich mich über die Rechte des Adels erkläre, muß ich von seinem Betragen und den Fehlern reden, die man ihm allgemein vorwirft.

Es ist das Loos aller Stände, daß sie von unaufmerksamen Beobachtern nach ihren schlechtesten Mitgliedern beurtheilt werden.

Digitized by Google

Die Thorheit macht Geräusch; darum hat man ihr auch die lärmende Schellenkappe als ein Wahrzeichen gegeben. Die Weisheit hingegen hält sich still, und pflegt nur bey einem wichtigen Anlasse sichtbar zu werden; wichtige Anlässe aber giebt es nicht immer: kein Wunder also, daß man manchen adelichen Thoren, dessen ganzes Verdienst die Ausbildung seines Kutscher-Talentes ausmacht, bemerket und bemerken muß, indessen mancher verehrungswürdige Mann, der mit diesem Thoren nichts als die Vorzüge der Geburt gemein hat, unbeobachtet vor dem großen Haufen sein edles Leben zubringt. Wenn wir also dem Adel die Thorheit einzelner Glieder zur Last legen wollen, so laßt uns auch die vortrefflichen Eigenschaften so vieler Adelichen dem Adel zum Verdienste anrechnen, sonst können wir dem Vorwurfe der häßlichsten Parteylichkeit und des kleinlichsten Neides schwerlich entgehen. O ihr, die ihr diesen Stand mit so liebloser Bitterkeit herab setzet, möchtet ihr doch in das Innere so mancher Familien hinein sehen können! Ihr wür-

Digitized by Google

det wahre Liebe für den Monarchen und das Vaterland, innige und aufmerksame Verehrung der Ältern, thätige Unterstützung des armen Unterthanes, Menschlichkeit und Großmuth gegen die Hausgenossen, zuvor kommende Gefälligkeit gegen Fremde, Achtung für jedes Verdienst, Belohnung der Künstler und jene zwanglose Höflichkeit erblicken, die einen so großen Reitz über den Umgang verbreitet. Auch der Geist der alten Ritterschaft ist nicht ganz von dem Adel gewichen, und zeigt sich vorzüglich durch seine Vorliebe für Militär-Dienste. Er läßt nicht bloß seine Cadetten, sondern auch seine erstgebornen Söhne die Uniform anziehen, ein unter den andern bemittelten Bürger-Classen fast unerhörtes Beyspiel! Es ist wahr, daß einige adeliche Jünglinge diesen ehrwürdigen Stand als einen Zufluchtsort wider Hofmeister und Bücher betrachten: aber wenn sie auch Zügellosigkeit zu der Fahne geführt hat, so hält sie doch nachher die Ehre dabey fest. In dieser Rücksicht und in mancher andern ist es eben so

billig als klug, daß dem Adel der Soldatenstand durch schnelleres Vorrücken und durch jede Begünstigung, bey welcher der Dienst nicht leidet, erträglich und angenehm gemacht werde.

Auch hat dieser Stand viele wesentliche Vortheile für den jungen Adel. Er lernt gehorchen: eine für den, der einst befehlen soll, so nothwendige Kunst! Er lernt das Verdienst geringerer Mitbürger ehren, seine Abhängigkeit von ihnen fühlen und das menschliche Elend desto besser kennen, als er es oft mit ertragen muß. Alles dieses macht ihn geschmeidiger, und bewahrt ihn vor dem Hochmuthe, dem gehässigsten aller Laster, welches dem Adel schon so oft und mit so vieler Bitterkeit ist vorgeworfen worden. Wer sich dessen schuldig macht, verdient auch die bittersten Vorwürfe; nur fürchte ich sehr, daß kaum die Hälfte dieser Beschuldigung die Beschuldigten, die andere Hälfte aber die Beschuldiger treffe. Thorheit giebt es in allen Ständen, und, was nicht zu läugnen ist, einige vom Adel trieben die ihrige

so weit, daß sie ansehnliche Staatsbeamte Er nannten, mit den Bürgerlichen nur durch einen Dolmetscher sprachen, und eines Tanzmeisters, wie Joseph II. war, bedurften, um wenigstens die Complimente erwiedern zu lernen. Doch würde man die größte Ungerechtigkeit begehen, wenn man nicht eingestünde, daß der Theil des Adels, der durch so offenbare Herabsetzung der andern Bürger sich selbst herab setzet, sehr klein und wenigstens in der Hauptstadt beynahe ausgestorben ist. Besser als andere Menschen dünken sich freylich noch viele unter ihnen; aber diese große Achtung ihrer selbst haben sie mit allen Classen der Menschen gemein, und wenigstens äußern sie dieselbe auf eine minder ungesittete Art, als manche höhere Staatsbeamten oder reichere Bürger. Das Wort Bauernstolz selbst beweiset, daß der Hochmuth dem Adel nicht ausschließungsweise eigen sey, und gewiß würde dieser Bauernstolz selbst durch eine vollkommene Gleichheit, wenn sie auch möglich wäre, nicht aus der Welt verbannet werden. Ich

fordere alle diejenigen auf, die mit neu Erhobenen (Parvenus) zu thun hatten, ob sie sich nicht manchmahl einen Mann von altem Adel in seine Stelle gewünscht hätten. Die niedern Bürger-Classen sollen also ihren Hochmuth selbst ablegen, ehe sie diese an sich billige Forderung an die höhere Classe thun.

Die Gracchen dürfen nicht Aufrührische verklagen *).

Doch nicht nur die Mitschuld, sondern auch das Betragen der niedern Classen gegen die höhern macht den Stolz der letztern einiger Weise verzeihlich. Es giebt Bürgerliche, die eine Heldenthat auszuüben meinen, wenn sie sich gegen einen Mann von Stande unartig betragen. Kein Wunder, wenn der Beleidigte dann auch sein Ansehen fühlet, und es den Beleidiger fühlen läßt. Jeder richtig empfindende Mensch wird durch Höflichkeit zur Demuth, durch Verachtung

*) Quis tulerit Gracchos de seditione querentes.

zum Stolze gestimmt werden. Andere, welches freylich der ungleich größere Theil ist, sündigen durch eine knechtische Erniedrigung und Zudringlichkeit. So habe ich Frauen vom zweyten Range auf eine höchst niederträchtige Art sich einer Dame an den Hals werfen, und um eine Einladung, ja nur um ein Wort, um ein Lächeln, um einen Blick demüthig betteln sehen. Bey vielen, bey sehr vielen unter ihnen ist der Kammerherrnschlüssel zugleich ein Schlüssel zu ihren Herzen, gesetzt auch, der Mann, der ihn trägt, besitze keine Annehmlichkeiten, weder des Geistes noch des Körpers. Und nun frage ich: können diejenigen, welche sich selbst so wegwerfen, auf die Hochachtung Anderer Anspruch machen?

Es giebt noch eine Art Niederträchtigkeit, die aus beyden erst erwähnten zusammen gesetzt ist. Es giebt Zwergseelen, die dem Adel in das Gesicht schmeicheln und hinter dem Rücken ihn verlästern. Alle diese Menschen erniedrigen nicht den Adel, sondern sich selbst und ihren Stand, in so fern nähmlich Ein-

zelne einen ganzen Stand erniedrigen können; und wenn der Adel sie verachtet, so läßt er ihnen nur Gerechtigkeit widerfahren. Selten, ich wiederhohle es, selten werden sich Höhere gegen den Niedern vergessen, wenn dieser sich nicht vorher selbst vergessen und wider die Hochachtung gegen sie oder gegen sich verstoßen hat. Laßt uns also über den Hochmuth der Höhern nur damahls klagen, wenn wir ihn weder durch eine Unart noch durch eine Kriecherey verdient haben. Dann werden unsere Klagen gerecht, aber gewiß nicht sehr häufig seyn.

Mit besserm Fuge, dünkt mich, kann man Einigen vom Adel die Vernachlässigung der Kinderzucht, und noch Mehreren den Mangel an patriotischer Kinderzucht vorwerfen. Die Französische Sprache wird noch immer als das Hauptgeschäft, die Deutsche gar nicht, oder, wenn es hoch kommt, als ein Nebengeschäft betrieben. In der Französischen Sprache lernen die Fräulein die Geographie, die Geschichte, selbst den Katechismus, und ver-

Digitized by Google

stehen einen gar nicht, wenn man eine Deutsche Stadt, einen Deutschen Fluß, einen Deutschen Helden Deutsch nennet. Viele werden in Klöstern erzogen, wo Deutsch zu sprechen als ein Verbrechen angesehen wird. Wenn sie nun in die Welt treten, so reden sie ein unverständliches, oft gebrochenes Deutsch. Durch die Beschwerlichkeit, die sie dabey empfinden, und durch die Beschämung, der sie sich ausgesetzt fühlen, wird ihnen ihre Muttersprache vollends verhaßt, und ohne die Nothwendigkeit, sich dem Hausgesinde verständlich zu machen, würden sie dieselbe in kurzer Zeit ganz vergessen haben. Mit den Männern stehet es nicht viel besser. Es ist noch nicht lange her, daß man sich überzeugt hat, ein Deutscher könne einen Deutschen von Adel erziehen; und ohne die Französische Revolution würden viele Väter und Mütter es noch diese Stunde bezweifeln. Erst seit wenigen Jahren, (und Dank sey es den Damen, die, wie in vielen Puncten, also auch hierin die Männer beschämen!) erst seit wenigen Jahren redet man mit unter auch Deutsch,

und bekümmert sich wenigstens einiger Weise um Deutsches Verdienst, um Deutsche Litteratur. Wie soll der junge Cavalier ein Freund seines Vaterlandes seyn, wenn er es gar nicht kennt, und wenn man ihm von Jugend auf mit einer fremden Sprache den Geschmack an Allem, was fremd ist, beygebracht hat? Doch dieses hat schon mein vortrefflicher Freund Denis in einer Ode bejammert, die als ein Deutsches Product von wenigen gelesen, von noch wenigern verstanden, und vielleicht von keinem, für den sie gemacht ist, nach Verdienst beherziget wird. Wie wahr sagt der edle Dichter!

Wer mit eräfften, flatternden Geberden
Fremd durch die Nase spricht,
Wird darum noch kein Volksbeglücker werden,
Schlägt noch die Feinde nicht.

Daß der Adel eine Zierde und eine Stütze der Monarchie sey, kann wohl nicht bezweifelt werden; ob aber ohne ihn die Monarchie sogleich in einen Despotismus ausarten müsse, bleibet sehr problematisch. Zwar

behaupten es viele, und erst jüngst Herr von Kotzebue in seinem Buche über den Adel. Von dem Buche selbst will ich nachher weitläuftiger reden. Hier berühre ich nur seinen ziemlich aphorismenmäßigen Satz. „Eine Monarchie ohne Adel wäre ein Mensch ohne Hände. Kopf und Füße können nicht zusammen reichen; aber die Hände reichen an beyde. Wo kein Adel ist, da ist kein Monarch. Die Türkey hat einen Despoten."

Das Gleichniß ist witziger als wahr; denn der Monarch kann und soll sehr oft an die unterste Classe reichen, und wo er es nicht selbst kann, da braucht er ja nicht einzig den Erbadel als einen Stellvertreter. Er kann es auch durch Staatsbeamte bewerkstelligen, besonders in jenen Fällen, wo die Rechte des Adels mit den Rechten der niedern Classe zusammen stoßen, weil niemand zum Richter in seiner eigenen Sache gesetzt werden darf.

Eben dieß gilt von der Beschränkung der Monarchie, worauf die Worte zielen: die Türkey hat einen Despoten. Die

Monarchie könnte ja durch Vertreter der niedern Classen eben so gut beschränkt werden als durch die der höhern*). Der Türkische Kaiser herrscht als Despot, nicht weil sein Land ohne Erbadel, sondern weil seine Macht ohne Grenzen ist. Wäre der König von England ein Despot, wenn auch kein Oberhaus, sondern bloß ein Unterhaus bestünde? Und hörten die Güterbesitzer auf Stände zu seyn, wenn sie nicht geadelt wären? Nicht in Ansehung ihrer Diplome, sondern in Ansehung ihrer Besitzungen ziehet man sie zu Rath, und es wäre sehr billig, daß die unbegüterten Herren und Landstände zwar alle andere Rechte genössen, aber nie eine Stimme gäben. In Österreich ist dieses gewiß der Sinn des Gesetzes und der Wille des Fürsten, da jeder Herr und Landmann die Verbindlichkeit, sich anzukaufen, über sich nehmen und zu diesem Ende ein Capital hinterlegen muß.

*) Sparta wurde es wirklich durch die aus dem Volke gewählten Ephoren.

Nun kommen wir auf die wichtige Frage: „Soll dem Adel ein ausschließendes oder doch wenigstens ein vorzügliches Recht zu irgend einem Amte zugestanden werden?"

Da der Adel ein Vorrang ist, so gebühret ihm vor den Bürgerlichen ein Recht auf bloße Ehrenämter, welche weiter nichts als einen Vorzug geben, und nur die Hof-Etiquette, nicht die Staatsverwaltung, betreffen. Hierzu wird auch das Recht gezählet, ein Gesellschafter des Monarchen zu seyn, welches dem Adel ein großes Übergewicht, selbst in Geschäften, geben sollte. Wer immer um den Fürsten ist, wird man sagen, kann mit etwas Menschenkenntniß die mollia fandi tempora leicht erwarten und benutzen. Indessen haben doch die Österreichischen Fürsten seit mehr als vierzig Jahren die Rechte des Adels nicht allein nicht vermehret, sondern zum Besten anderer Stände immer beschränket, und den Adelichen außer den Ehrenämtern fast keine Stelle ausschließungsweise eingeräumet, und auf diese Ehrenämter kann

ja nur der Adel Anspruch machen. Um diesen Anspruch darf man ihn wahrhaftig nicht beneiden. Solche Ehrenämter bringen, besonders in Österreich, wenig genug ein.

Einträglicher und unendlich wichtiger sind die Staatsämter. Zu diesen bringt jeder Bürger als Mitglied des Staates ein Recht mit auf die Welt, und wirksame, lebende Verdienste müssen den Ausschlag geben. Welcher redlich Prozessirende, wenn er auch selbst von Adel ist, wird sich nicht lieber einen weisen und gerechten Richter ohne Titel wünschen als einen bloß betitelten? Welcher Soldat wird nicht lieber unter einem Laudon als unter einem unerfahrnen Prinzen dem feindlichen Heere entgegen gehen? Man kann zwar einwerfen, daß bey gleichen Fähigkeiten derjenige ein näheres Recht an die Ämter des Staates habe, dessen Vorältern sich schon um denselben verdient gemacht haben. Aber dieser in sich billige Einwurf verdient darum weniger Beherzigung, weil es kaum möglich ist,

zwey Menschen von gleichen Fähigkeiten zu finden. Selbst unter zwey vortrefflichen wird sich einer zu diesem, ein anderer zu jenem Amte besser schicken. Die Voraussetzung gleicher Fähigkeiten also beruhet meistens auf einem Mangel von Untersuchung, welcher bey Besetzung wichtiger Stellen nie zu verzeihen ist.

Übrigens wird sich der Adel, wenn er nur will, immer mit leichterer Mühe den Weg zu Ämtern auf die gerechteste Weise bahnen, das heißt, seine bürgerlichen Mitwerber an Verdiensten übertreffen können. Er hat nicht nur in den Thaten seiner Ahnen ein Beyspiel, das er nachahmen, einen Sporn mehr, der ihn antreiben soll, sondern gewöhnlich noch viele andere Hülfsmittel, die dem Bürgerlichen fehlen. Ihn stören keine Nahrungssorgen im Studiren, nichts unterbricht seinen Eifer. Er braucht nicht als Correpetitor oder Hofmeister durch die Bildung Anderer seine eigene erst möglich zu machen. Bücher, Lehrer, Reisen, Instru-

mente, Sammlungen, Alles stehet ihm zu Gebothe. Er darf nur wünschen, nur fordern! Wenn er bey aller dieser Leichtigkeit, sich zu bilden, den Bürgerlichen, besonders den Unbemittelten, dennoch nicht übertrifft, ja nicht einmahl erreichet, verräth er dann nicht einen Mangel an Fähigkeiten oder an Fleiß? und verdient er bey diesem Mangel einen Vorzug, worunter nicht nur seine tauglichern Mitwerber, sondern Millionen leiden würden? In Österreich hat man seit Josephs Zeiten mehr als irgendwo diese Grundsätze befolget, und in hohen Ämtern das eigene Verdienst schimmern lassen, wenn es auch nicht von Ahnenverdiensten unterstützet wurde. Wie schmeichelhaft, wie ehrenvoll ist es also für den edlen Adelichen in einem solchen Staate zu einer Würde befördert zu werden! Seine Beförderung selbst beweiset, daß er auf der ruhmvollen Bahn seiner Ahnen fortwandelt, und daß nicht nur ihr Blut, sondern auch ihr Geist auf ihn übergegangen ist.

Ich darf hier eine Abhandlung nicht ver-

gessen, die in der Berliner Monathsschrift (Februar und März 1791) eingerückt, und wenn auch keiner vollkommenen Beystimmung, doch gewiß alles Lobes würdig ist. Der Verfasser H. v. Ramdohr betheuert feyerlich seine gute Absicht und seine vollkommene Unparteylichkeit. Er hätte dieser Betheurungen nicht bedurft. Man müßte sehr boshaft seyn, wenn man übel von einem Schriftsteller denken wollte, der seine Gründe auf eine so bescheidene, so anspruchlose, so gutmüthige, so anständige Art vorbringt. Er gewinnt auch denen Lesern Hochachtung ab, welche er nie überzeugen wird. Unter diese gehöre ich. Es sey mir erlaubt, seinen Hauptsatz zu prüfen und seinen Gründen die meinigen entgegen zu setzen.

„Das vorzügliche Anrecht des Geburtsadels zu den ersten Staatsbedienungen muß diesem Stande überwiegender Vortheile wegen gelassen werden."

H. v. Ramdohr „gehet mit seinen Gegnern von dem Grundsatze aus, daß die Präsumtion für eine liberalere Erziehung

und Denkungsart bey der Wahl der wichtigsten Staatsbedienungen in Betracht kommen müsse." Nicht doch! Keine Präsumtion, sondern Überzeugung muß hier sprechen. Zu den höchsten Staatsbedienungen kann und soll niemand befördert werden, der nicht in geringern Ämtern seine Redlichkeit und Geschicklichkeit durch mehrere Jahre bewiesen hat. Wehe dem Lande, dessen Fürst hier auf ein Gerathewohl, auf ein Vielleicht, hin wählet, und sich durch Voraussetzungen, durch eitle Vorzüge, durch Vorurtheile blenden läßt! Auch irrt der Herr Verfasser, da er behauptet, der Jüngling vom ersten Range werde im Allgemeinen besser und liberaler erzogen als der vom zweyten. Ohne gehässige Beyspiele anzuführen, berufe ich mich auf öffentliche Institute, wie zum Beyspiele in Wien das Theresianum war, und ein ähnliches noch ist, wo Jünglinge von beyden Ständen auf eine vollkommen gleiche Art erzogen werden.

Überhaupt legt der Verfasser einen zu

großen Werth den Präsumtionen bey, die doch bey aufgeklärten Menschen nur in Ermangelung besserer Gründe gelten müssen. Praesumtio cedit veritati. Er klage also nicht, „daß die Menschen bald gar nicht mehr auf diese Präsumtion achten werden." Mögen sie doch weder auf diese, noch auf irgend eine andere Präsumtion zu viel achten, und nur den wirklichen, nicht den präsumirten Tugenden huldigen!

Den zweyten Einwurf, daß einzig der Adel dem Despotismus Einhalt thun könne, habe ich schon oben gegen H. v. Kotzebue gehoben. Die übrigen Einwürfe, da sie meistens auf dem Grundsatze der Präsumtion beruhen, könnte ich gleichfalls als Pfeile ansehen, die mich nicht treffen. Aber ich bin es der Wichtigkeit der Materie und der Würde meines Gegners schuldig, lieber etwas weitläuftiger zu seyn, als einen einzigen wesentlichen Punct mit Stillschweigen zu übergehen.

Digitized by Google

S. 141. entwirft H. v. R. ein Bild von der Erziehung des Adels, welches von Unparteyischen eher für ein Ideal als für eine historische Darstellung dürfte gehalten werden. Wenn man also in der Thatsache selbst uneins ist, so hält es schwer sich über die daraus gezogenen Folgen zu vergleichen. Eine besondere Betrachtung verdient die angeführte Rede Ludwigs XIV., der zum Herzoge von Lauzun im Zorne sagte: „Ich würde sie schlagen, wenn sie kein Edelmann wären". „Schreckliches Wort", fährt H. v. R. fort, „schreckliches Wort eines Despoten, der, eingedenk der Ehre des einzelnen Standes, seine eigene Würde und die Würde der Menschheit aus den Augen setzte; aber allemahl ein Beweis, daß er an diesem Stande etwas schätzte, das er ihm nicht nehmen konnte, ohne die öffentliche Meinung zu beleidigen."

Eben deßhalb zeigte sich Ludwig als einen Despoten, weil er ein bloßes Vorurtheil mehr achtete, als eine wahre Pflicht. Zu

unsern Zeiten, wo auch die öffentliche Meinung durch die Aufklärung berichtiget wird, schätzen gewiß die meisten Fürsten den trefflichen Staatsbeamten höher als den müßigen Edelmann. Diese Gesinnung der Fürsten müssen wir als wahr, als nützlich, als nothwendig für Staat und Menschheit nach allen Kräften unterstützen. Doch lassen wir H. v. R. fortfahren: was er jetzt sagt, ist einer der wichtigsten Gründe.

„Wie sehr muß dieß den Muth des Edlen, der zugleich Geburtsadel besitzt, zu dreisten Vorstellungen an den Fürsten verstärken." Sehr wahr. Doch dürfte dieser Muth nicht eher von der Vermöglichkeit des Ministers als von seinem Adel abhängen? Der reiche Mann wird in solchen Fällen lieber seine Stelle wagen als der arme. Über dieß hat jede Sache zwey Seiten. Laßt uns annehmen, ein Monarch müsse eine Verfügung zum Nachtheile des Adels und zum Besten anderer Stände treffen. Wer wird ihn hierin kräftiger unterstützen, der adeliche

oder der bürgerliche Minister? Ja wird der Erstere bey einer solchen Gelegenheit, seines Standes, seiner Familie, seiner immer dauernden Vortheile wegen, ein Staatsamt, das weder auf seine Kinder erben, noch ihm mehr Glanz geben kann als seine Geburt, nicht mit Freuden auf das Spiel setzen? Der bürgerliche Minister wird unter andern Umständen wahrscheinlich eben so für seinen Stand parteyisch seyn. Ein weiser Fürst kann also am leichtesten entscheiden, wenn er Minister aus beyden Classen und folglich Gelegenheit hat, die Gründe des Einen gegen die Gründe der Andern abzuwägen. Eine solche Ordnung wird dem Staate und beyden Classen manchmahl mehr nützen als die Repräsentationen.

Es würde nicht schwer seyn, manche einzelne Sätze des H. v. R. zu widerlegen; aber da er selbst auf einige keinen großen Werth zu setzen scheint, und ich nur eine Abhandlung, kein Buch zu schreiben Willens bin; so wird man es mir zu gut

halten, wenn ich nur seinen Hauptbeweis prüfe.

„Was ich dagegen fürchte, und was den „wichtigsten Grund für meine Meinung zu „enthalten scheint, ist, daß durch die Eröff„nung eines gleichen Anspruches auf die „ersten Staatsbedienungen für alle wohl er„zogene Menschen der Ehrgeiz zu sehr in Be„wegung gesetzt werden und der Geist der „Stände zu sehr verloren gehen möge."

Auf die ersten Staatsbedienungen kann und muß niemand Anspruch machen, als derjenige, der schon ein an sie grenzendes Amt längere Zeit mit Ehren bekleidet hat. Laßt uns also ein Raths-Collegium von zwanzig Räthen denken. Ist es dem Staate schädlicher, wenn der Ehrgeiz aller Zwanzige in Bewegung gesetzt wird, das ist, wenn alle Zwanzig, in Hoffnung einst die Präsidenten-Stelle zu erlangen, die Pflichten ihres Amtes mit größerer Pünctlichkeit erfüllen, als wenn nur der Ehrgeiz von fünf adelichen

Räthen in Bewegung gesetzt, nur unter diesen eine Nacheiferung veranlasset wird?

Eben so ist es mit dem Geist der Stände, wie ihn der Verfasser nennt. Der Geist, den der Rath brauchet, ist eben derselbe, dessen der Präsident bedarf, und ein vortrefflicher Rath wird gewiß ein guter Präsident seyn. Was der Verfasser über den Geist der Stände sagt, finde ich theils dunkel, theils gegen die Erfahrung, und noch mehr gegen die natürliche Billigkeit. Er hält es für sehr gut, „wenn Menschen, die sich einem gewissen Stande gewidmet haben, nicht „allein für ihre Person auf Lebensdauer, sondern auch mit ihren Generationen eine längere Zeit hindurch darin aushalten." Hätten also Demosthenes und Marius bey ihrer väterlichen Schmiede bleiben, und Cicero ein homo novus das Consulat dem ahnenreichen Catilina oder Cethegus überlassen sollen? Gewiß ist dieses die Meinung des Hrn. v. R. nicht; gewiß fände er es selbst sehr grausam, wenn man dem bemittelten

Handwerksmanne verwehren wollte, seinem einzigen Sohne eine bessere Erziehung und mit derselben Ansprüche auf eine höhere Stufe zu geben.

Aber wenn die Söhne der Handwerker auf Staatsbedienungen hoffen können; was soll aus den Kindern der ersteren Classen werden? Der Staat wählt taugliche Beamte, wo er sie findet, und kann und soll sich nicht um das Fortkommen einzelner Menschen bekümmern. Genug, wenn er ihnen alle Wege, sich ehrlich zu ernähren, erleichtert. Auch wird es niemanden an Nahrung fehlen, wenn man nur die Vorurtheile besiegen und sich überzeugen will, daß Faulheit und Müßiggang schändlicher sind als Fleiß und Arbeitsamkeit. Die ungerechte und schädliche Meinung, daß die Kaufmannschaft den Adel entehre, haben wir ziemlich abgelegt, wiewohl sie in einigen Ländern selbst durch die Gesetze bestätiget ist. Viele unserer ansehnlichsten Familien besitzen Fabriken und zwar unter ihrem Nahmen, dessen Glanz hierdurch in den

Augen vernünftiger Menschen nicht vermindert, sondern vermehrt wird. Auch dieses ist eine wohlthätige Wirkung der Aufklärung, welche sich hauptsächlich mit Hinwegräumung veralteter und schädlicher Vorurtheile beschäftiget. Sie ruft dem Adelichen zu: Du schämst dich keinesweges, das nicht von dir gebaute Korn deiner Felder, die nicht von dir abgeschorne Wolle deiner Schafe zu verkaufen; warum schämst du dich denn, das Werk deiner eigenen Hände, die Frucht deines eigenen Fleißes zu verkaufen? Gehört nicht mehr Kopf dazu, eine Waare oder gar ein Kunstwerk hervor zu bringen, als Dinge zu sammeln und zu verwahren, welche die Natur selbst darbiethet, besonders wenn du ihre Gaben durch keine weise Landwirthschaft vermehrt und veredelt hast? Du siehest, daß Unadeliche als Künstler während ihres Lebens reichlichen Unterhalt und nach ihrem Tode ewigen Ruhm sich erwerben. Warum betrittst du nicht auch diese ehrenvolle Bahn? Rubens und van Dyk eilten von ihrer Staffeley als Gesandte oder Lieblinge an die Hö-

se der Könige, und Raphael hätte sich vielleicht die höchste Würde im Kirchenstaate, einen rothen Hut, ermahlet, wenn der Tod ihn nicht in der Blüthe seiner Jahre dahin gerafft hätte. Kann eine Beschäftigung, welche die Bewunderung der Nachwelt erwecket, dich in den Augen deiner Zeitgenossen herab setzen?

Wenn die Aufklärung also spräche (und wirklich spricht sie so), was könnte man ihr antworten? Nichts.—Aber schämen müßte man sich, sie, die Lehrerinn und Wohlthäterinn des menschlichen Geschlechtes, vergebens predigen zu lassen. Indessen giebt es doch wenigstens einige weise und gute Menschen, die den Muth haben, ihr zu folgen. Ich fand vor einigen Jahren in einem Theater-Almanach einen Grafen aus einer der ältesten Böhmischen Familien als Theatermahler. Ich kenne diesen Mann und seine Schicksale nicht, doch empfand ich inniges Mitleiden und wahre Hochachtung für ihn. Das Glück hat ihn vergessen, dachte ich,

Digitized by Google

und er, wahrscheinlich viel zu edel, sich reicheren Befreundten aufzudringen, oder sich mit Schuldenmachen, Spielen und andern niedrigen Kunstgriffen durch das Leben durchzubetriegen, hat den Muth von seinem Talente zu leben, und laut es zu bekennen, daß er davon lebt. Glückliche Zeiten, wann die Menschen aufgeklärt genug seyn werden, seinem Beyspiele zu folgen, wann nichts herab setzen wird, als ein niederträchtiges Betragen. Doch lasset uns nach diesem langen aber nicht unnützen Absprunge zur Abhandlung des H. v. R. zurück kehren und seine letzte Bedenklichkeit heben.

Er fürchtet, „daß der Zugang zu den höchsten Stellen zu sehr erleichtert und das Zudringen zu sehr wird vermehrt werden." So bald nur die ältesten und vorzüglichsten Diener des Staates als Candidaten zu diesen Stellen erscheinen dürfen, kann dieses weit weniger zu befürchten seyn, als wenn die Adelichen, ohne die Mittelstufen zu durchgehen, einen Anspruch auf die höchsten Ämter

Digitized by Google

machen könnten. Es giebt ja weit mehr Adeliche, als es verdienstvolle Staatsbeamte giebt.

Wenn also der Adeliche diesen nicht im Wege stehet, wenn er bey Beförderung zu Staatsämtern kein ausschließendes, ja nicht einmahl ein vorzügliches Recht vor ihnen genießet, wenn er weder das Eigenthum noch die Person der Bürgerlichen kränken darf, wenn er sie noch über dieß durch Herablassung und Freundlichkeit für den einzigen Vorzug, den Rang, schadlos hält: zeigt es dann nicht einen kleinlichen Neid und eine niederträchtige Eitelkeit an, ihm auch diesen Vorzug nicht gönnen zu wollen? Wer niemanden vor sich sehen kann, verdient nur gar oft, niemanden hinter sich zu sehen.

Ich habe oben ein Urtheil über das Buch des Hrn. v. Kotzebue versprochen. Hier ist es ohne Zurückhaltung. Mir hat sein Buch sehr mißfallen. Man trifft die gröbsten Schmeicheleyen und zugleich so unartige Aus-

Digitized by Google

fälle auf den Adel darin an, daß kein gesitteter Mensch dergleichen weder auf Adeliche noch auf Unadeliche zu thun sich erlauben sollte. Ist zum Beyspiele der Ausdruck adeliche Ochsenköpfe nicht eine Zimmermannische Inurbanität? Doch wir wollen in der Ordnung bleiben.

Zuerst giebt der Verfasser Nachrichten von dem Adel mancher Völker, deren Nahmen wir kaum aus einigen Reisebeschreibungen kennen. Er will hierdurch die Allgemeinheit des Adels beweisen und die Nothwendigkeit desselben daraus folgern. Aber wir und H. v. K. selbst wissen von der Staatsverfassung dieser Völker viel zu wenig, und aus einzelnen Thatsachen, wenn sie auch wahr sind, läßt sich keine sichere Folge ziehen. Hierzu kommt, daß einige von seinen hier angeführten Völkern gar keinen Adel, andere keinen erblichen kennen, noch mehrere aber sich bey Ertheilung des Adels auf eine Art betragen, die weder ihn noch ihre Weisheit in ein sehr günstiges Licht setzet.

Was H. v. K. von den Römern sagt, gäbe von seiner classischen Litteratur keine gute Vermuthung, wenn er auch nicht das sonderbare *vir inluster* gebraucht hätte: eine Form, welche ihm die Grammatiker schwerlich werden hingehen lassen. S. 36 heißt es: „die Kaiser schufen neue adeliche „Ämter, Comes, Praefectus, Consul, „Proconsul;" in welchem Satze fast mehr Fehler als Wörter sind. Sollte H. v. Kotzebue nicht wissen, daß die Würde des Consuls und Proconsuls älter ist als die kaiserliche, und daß vom Jahre 388 von E. d. St. das Consulat aufgehört hat, ein adeliches Amt zu seyn. Im Gegentheile mußte von dieser Zeit an auch immer ein Plebejer gewählt werden. Eine gleiche Beschaffenheit hatte es mit dem Proconsulate, welche Würde den Consulen, die eben abgingen, zu Theil wurde.

Praefectos gab es mehrere; darum braucht man das Wort Praefectus nie allein wie H. v. K., sondern setzt immer

ein Bestimmungswort hinzu: z. B. urbi, palatio etc. Der Praefectus urbi war eine schon unter den Königen bekannte Würde, die aber zur Zeit der Republik ziemlich einging, da sie durch die Würde des Prätors ersetzt und verdrängt wurde. August stellte sie wieder her, und schuf auch Praefectos praetorio. Die Praefectura annonae war gleichfalls älter als die Würde der Kaiser; aber erst unter ihnen wurde sie zu einem beständigen Amte. Andere Praefecti, als castrorum, classium, fabrorum, waren weder ein Vorzug des Adels, noch eine Erfindung der Kaiser. Sonderbar ist es, daß H. v. K. des einzigen adelichen Amtes unter der Republik nicht erwähnt, der Prätur, welche darum ist eingeführt worden, daß die Adelichen über die von den Plebejern erzwungene Mitehre des Consulates sich trösten mögen. S. den Livius VI. B. 42. K. Man sieht aus allen diesen Unrichtigkeiten, wie seicht und unzuverlässig H. v. K. geschrieben, und wie wenig er die Römische Staatsverfassung gekannt hat. Auch von der Ungarischen und

Deutschen muß er nicht am Besten unterrichtet seyn. S. 20 behauptet er: „der Ungarische Edelmann dürfe sich mit Recht dem Könige widersetzen, wenn die Grundgesetze seines Vaterlandes angetastet werden."

Wenn schon im Decrete Andreas II. von 1222 dem Adel ein solches Vorrecht gegeben wurde, so trägt es doch die Spuren der unaufgeklärten Zeiten zu deutlich, und wurde von der Nation selbst bey der Krönung Josephs I. 1687 aufgehoben. Auch kann die innerliche Ruhe mit einem so albernen Privilegium unmöglich bestehen. Denn wenn nicht bey jeder Klage eines Edelmannes der Landtag soll zusammen berufen werden, seine Kränkung zu untersuchen; so müßte man entweder dem Edelmanne selbst oder dem Könige das Recht einräumen, Richter in ihrer eigenen Sache zu seyn. Im letztern Falle wäre das Privilegium unnütz, im erstern nicht bloß eine Herabsetzung, sondern eine Vernichtung der königlichen Würde; indem der König schlechter als jeder Staatsbürger

daran wäre, der wenigstens nicht seinen Widersacher als Richter erkennen muß. Dieses alles hat H. v. K. eben so wenig überdacht, als seinen bittern, unverdienten Ausfall auf das Haus Österreich. Fern sey es von mir, die kindliche Liebe der Ungarn zu Marien Theresien zu verkennen und einen Eifer zu lästern, welcher die Monarchie gerettet hat, und der noch in den spätesten Zeiten als ein Beyspiel des edelsten Enthusiasmus für gute Fürsten wird bewundert werden. Einer solchen Niederträchtigkeit kann sich nur der Verfasser von Babel und Ninive und sein Spießgesell, der Schreiber der sogenannten großen Wahrheiten, schuldig machen. Doch wenn ich einerseits der Ungarischen Nation Gerechtigkeit widerfahren lasse, so wünsche ich auch andererseits, ihre Fürsten nicht herab gesetzt zu sehen. Sie selbst wird sich alle Complimente auf Kosten ihres Herrscherhauses recht sehr verbitten; sie selbst wird gestehen, daß, wenn sie diesem Herrscherhause so oft treue und ersprießliche Dienste geleistet hat, sie auch von ihm

Digitized by Google

unzählige Mahle nicht nur Schutz und Hülfe wider die Türken, sondern auch Cultur, Wissenschaften, Aufklärung erhalten habe. Wenn also die Ungarn und die Österreicher sich nachbarlich die Hände reichen, so können sie nicht anders als mit Unwillen den Lärmen der Schriftsteller hören, welche so gern den alten Zwist aufwecken und ihre brüderliche Einigkeit stören möchten. Doch von Hrn. v. Kotzebue will ich noch glauben, daß er minder aus bösem Willen als aus Unwissenheit in der Geschichte und dem Staatsrechte der Nationen gefehlt habe. Diese Unwissenheit blickt überall hervor. So sagt er S. 67 von dem unmittelbaren Reichsadel: er sey ein Reichsstand und genieße alle Rechte eines solchen. Die Befugniß, auf dem Reichstage zu erscheinen, gehört doch auch zu den Rechten eines Reichsstandes, oder, besser zu sagen, ohne dieses Recht läßt sich ein Reichsstand nicht wohl denken. Dennoch genießt der unmittelbare Reichsadel dieses Recht nicht, so wie er auch zu den Reichsbedürfnissen nichts beyträgt.

Digitized by Google

Es ist nicht fein, ein Buch über den Adel zu schreiben und so weltbekannte Dinge nicht zu wissen. Doch wenn auch die Kenntnisse des H. v. K. seicht sind; wenn nur wenigstens seine Philosophie gründlicher wäre! Aber leider findet man größten Theils nur Declamationen und nicht selten so offenbare Falschheiten und Widersprüche, daß man sich nur wundert, wie sie der Verfasser hat hinschreiben können. S. 172 heißt es: „Aus diesem (dem alten Adel), ihr Fürsten, wählet eure Räthe, denn ihnen gehorcht das Volk gern. Es betrachtet sie und euch zum Herrschen geboren. Aber stoßt sie zurück unter den Pöbel, wenn sie nicht zu herrschen lernten."

Die meisten Monarchen Europens, und besonders die einzige Catharina, befolgen diesen Rath nicht, und sehen bey Besetzung der Rathsstelle zuerst auf den Adel des Geistes und Herzens, dann auf den Adel der Geburt. Zum Herrschen geboren ist eigentlich niemand, als der Kronprinz in einem

Digitized by Google

Erbreiche, und auch der ist es nur deßhalb, weil, selbst in dem schlimmen Falle seiner geringen Fähigkeit und Bildung, das Übel, ihn zum Regenten zu haben, weit geringer ist, als das Übel, durch eine unbestimmte Erbfolge innerlichen und äußerlichen Kriegen ausgesetzt zu seyn, wie es das arme Pohlen dem Hrn. Paine deutlich erklären könnte. Diese Ursache streitet für die Erbfolge der Rathsstellen nicht. Bey ihrer Besetzung gehet es gewöhnlich sehr friedfertig her. Rußland selbst hat wohl manchen Bürgerlichen befördert, ohne daß es deßhalb in Kriege wäre verwickelt worden. Doch so viele Geschmeidigkeit Hr. v. K. in diesem Satze zeiget, so viele Grausamkeit läßt er in folgendem blicken. Er behandelt den Adel, wie man in Rußland die Popen behandelt, die man erst mit einem demüthigen Handkusse beehrt, und gleich darauf derb abprügelt. Was? Weil der Adeliche die schwere Kunst zu herrschen nicht gelernt hat, so soll er des Adels und aller damit verbundenen Rechte beraubt werden? Denn was soll der

Ausdruck: stoßt ihn zurück unter den Pöbel, wohl anders bedeuten? Man kann ein ehrlicher, ja sogar ein edler Mann seyn, und aus Mangel an Talenten oder Ausbildung zu keiner Rathsstelle, noch viel weniger zu einem Herrscher taugen. Soll man deßhalb seinen ganzen Stand verlieren, und so hart gestraft werden, als in allen Unkotzebueischen Staaten nur Criminal-Verbrecher gestraft werden? Minder seltsam, aber viel vernünftiger wäre es gewesen, den Fürsten zuzurufen: „Wählet zu Räthen Männer von ge„prüfter Redlichkeit und Weisheit; gleich„viel ob sie von altem, von neuem, oder „gar nicht von Adel sind; denn diese werden „nicht durch ein Vorurtheil, sondern durch „ihre Handlungen, sich die Ehrfurcht ihrer „Mitbürger erwerben, und sie ewig erhal„ten. Aber die an Kopf und Herzen Beschä„digten stoßt—zwar nicht gleich unter den „Pöbel zurück (das wäre gar zu sultanmä„ßig), aber zurück vom Rathstische, entfernt „sie von allen Geschäften und aller Gele„genheit, schädlich zu werden."

Ehe ich meine Bemerkungen über das Buch des Hrn. v. K. schließe, möchte ich ihn doch fragen, was er eigentlich mit dem zweyten Kapitel sagen wollte. Es ist überschrieben: „Vorzüge und Gebrechen der Seele „pflanzen sich fort wie die des Körpers.“ Hr. v. K. meint, weil die Natur edle und unedle Raßen schuf; so könnte sie auch edle und unedle Familien schaffen. Das könnte wird hier wohl nicht von der bloßen Möglichkeit zu verstehen seyn; denn es wäre höchst abgeschmackt über eine Möglichkeit zu vernünfteln, die uns gar nicht angehet, und wovon wir nicht die mindeste Spur in der Natur antreffen. Hr. v. K. würde gewiß den Naturhistoriker auslachen, der über die Möglichkeit, daß der Mensch vier Hände von der Natur hätte empfangen können, ein eigenes Kapitel geschrieben hätte. Er muß also wenigstens eine Wahrscheinlichkeit, eine Vermuthung, daß so etwas geschehen sey, und noch geschehen werde, voraus setzen. Auch setzet er sie voraus, wie es seine Überschrift, sein ganzes Kapitel, und das gleich

anfangs darin angeführte Gleichniß von Raßen und Familien beweiset. Doch dieses Gleichniß scheint mir nicht passend; denn man kann wohl einen Lappländer von einem Deutschen auf den ersten Blick unterscheiden; aber aus mehrern Deutschen den Stiftsmäßigen wittern, ist eine Aufgabe, die selbst Lavater nicht wird lösen wollen. H. v. K. hätte sich also ein großes Verdienst um die Physiognomik erworben, wenn er sein Buch mit Kupfertafeln geziert hätte, worin er altadeliche Nasen, Augen, Wangen u. s. w. mit neu adelichen und unadelichen hätte contrastiren lassen. Freylich würde auch diese Mühe ihren letzten Endzweck verfehlt haben. Denn gesetzt, einer wäre edel geboren, was könnte es ihn oder die menschliche Gesellschaft helfen, wenn er durch schlechte Erziehung unedel geworden wäre? Ein Fall, dessen Möglichkeit H. v. K. wohl nicht läugnen wird. Ungehindert des Horazischen: „Auch in Pferden ist die Vortrefflichkeit des Vaters anzutreffen", würde ein Sohn des berühmten Rennpferdes Eclipse schlecht laufen, wenn

man ihn bis in das zwölfte Jahr nicht dazu angehalten hätte? Nun möchte ich Hrn. v. K. fragen, ob ein solcher edel Geborner, aber unedel Erzogner seinen Adel, oder ob er seinen Unadel auf seine Kinder fortpflanzen werde. Ich möchte ihn fragen, wie es komme, daß oft zwey Kinder von denselben Ältern so ungleiche Denkungsart und Sitten zeigen. Ich möchte ihn fragen, warum so mancher Sohn boshafter Ältern vortrefflich und mancher Sohn vortrefflicher Ältern boshaft geworden, und daher das Sprichwort: Heroum filii noxae als ein Gegensatz dessen: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, entstanden sey. Doch wozu alle diese Fragen, und wozu das ganze Kapitel? Hier will Herr v. Kotzebue den Adelichen einbilden, daß sie Wesen einer höhern Art sind, und S. 124 spricht er ihnen echte Tugend und wahres Glück gerade zu ab, und behauptet, diese wären nur im Mittelstande zu finden. Das heißt doch den Leuten bald das Rauchfaß, bald die Faust unter die Nase stoßen!

Zuletzt noch eine Anekdote, die ich einer Äußerung des Hrn. v. K. entgegen stelle, ob er gleich folgenden Trumpf darauf zu setzen beliebt hat: „Der wäre ein blinder Nachbether des Helvetius, der behaupten wollte, die Erziehung könne einen Herostrat zum Sokrates umschaffen". Wie aber, wenn allein oder doch größten Theils die Erziehung den Sokrates zum Sokrates gemacht hätte? Cicero, der kein blinder Nachbether des Helvetius soll gewesen seyn, erzählt folgende Geschichte Tusc. Quaest. IV. 37. Zopyrus, ein Physiognomiker von Profession, legte in einer Gesellschaft dem Sokrates viele Untugenden zur Last, und wurde von den Anwesenden, die nichts dergleichen je an Sokrates bemerkt hatten, weidlich ausgelacht, von dem Weisen aber selbst entschuldigt. Diese Fehler sind mir angeboren, sagte Sokrates, aber durch Vernunft habe ich sie abgelegt.

Ich will nun in wenig Worte den Sinn meiner Abhandlung zusammen fassen. Der Adel ist ein Vorrang, welchen der Staat

Digitized by Google

giebt. Man würde also gegen den bürgerlichen Gehorsam fehlen, wenn man dem Adel nicht mit Ehrerbiethung begegnete. Viele Adeliche verdienen weit mehr: sie verdienen die innigste Verehrung aller edlen Menschen. Leider aber ist man geneigt die Stände nicht nach ihren bessern, sondern nach ihren schlechtern Mitgliedern zu beurtheilen! Wenn wir niemahls der Achtung gegen den Adel oder gegen uns selbst zu nahe treten, so werden wir selten Ursache haben, uns über seinen Hochmuth zu beklagen. Mit größerm Rechte könnte man seine Kinderzucht tadeln. Diese ist in manchem großen Hause vernachlässigt und in noch mehrern unpatriotisch. Der Adel hat ein ausschließendes Recht auf bloße Ehrenämter. Bey Verleihung der Staatsämter hingegen muß vorzüglich auf Treue, Fähigkeit und Erfahrung gesehen werden. Die treffliche Abhandlung des Herrn von Ramdohr und das—nicht treffliche Buch des Herrn von Kotzebue werden zergliedert. Die erstere, wenigstens wie es mich dünkt, widerlegt, das zweyte getadelt.

Digitized by Google

Über das Theater.

Das Theater ist gewöhnlich der Geschmacksmesser einer Nation. Wir haben die gegründetste Hoffnung, daß das unsrige, welches sich durch die große Anzahl vortrefflicher Schauspieler auszeichnet, sich künftig auch durch die gute Wahl der Stücke unterscheiden wird. Graf Kuffstein, der sich schon der gelehrten Welt von einer so vortheilhaften Seite gezeigt hat, verbindet mit den schönsten Kenntnissen großen Eifer und — englische Geduld. Man darf erwarten, daß die Schauspielergesellschaft ihn kräftig unterstützen, und die ihrem Stande so oft gemachte Beschuldigung der Unverträglichkeit durch ihre Handlungen widerlegen wird.

Ich werde fortfahren in diesem Journale meine gewiß unparteyische Meinung über alle neuen Stücke zu sagen, und auch die Aufführ-

rung nicht unberührt lassen. Selbst ältere Stücke werde ich beurtheilen, wenn sich eine Gelegenheit zu neuen oder nothwendigen Bemerkungen anbiethet.

Hier erlaube man mir ein Paar wichtige Fragen zu untersuchen, deren Entscheidung so großen Einfluß auf das Theater und auf Alle hat, die sich damit beschäftigen.

I. Ist eine in politischer Rücksicht strenge Censur bey uns nothwendig oder rathsam?

Keinesweges. Bey der Gutmüthigkeit unserer Nation, bey unserer wahren und gerechten Liebe zu dem besten Monarchen ist Verdacht, dieser einzige Grund einer strengen Censur, eine unverdiente und empfindliche Kränkung für uns. Man lasse den Schauspieldichter die bittersten Dinge über die rasche Eigenmächtigkeit und den Despotismus der Fürsten sagen. Wir werden, Gott Lob, in unseren Staaten das Gegentheil finden, und unser theurer Monarch wird mit heiterer

Stirn und ruhigem Gewissen der erste klatschen können: Er, der nichts rasch, nichts eigenmächtig thut, als Gutes, keinen Despotismus ausübet, als über sich selbst und seine Leidenschaften. Mag immerhin ein beherzter Vertreter der unterdrückten Unschuld dem Tyrannen Heinrich VIII. *) kraftvolle Vorstellungen machen, und ihm dreist in das Gesicht sagen: „Er sey nicht befugt, den Spruch der Richter zu ändern." Mag auch das Publicum die Stelle laut billigen! Diese Vorstellung verdient ja gemacht, verdient ja gebilligt zu werden. Nur in einem Staate, wo die Regierung sich ähnlicher Eingriffe in die Rechte der Menschheit bewußt wäre, könnte diese Billigung als ein bitterer Vorwurf, als das Rollen eines nahenden Don-

*) In Anna Boulen oder Bolley, wie der Verfasser sie nennet, einem sehr schlechten Stücke. Es erscheinen darin zwey bis drey eingefleischte Teufel, die nicht nur morden oder morden lassen, man weiß nicht recht warum, sondern es auch so einfältig anstellen, daß sie noch dümmer als boshaft seyn müssen, wenn sie sich einen guten Erfolg davon versprechen.

ners betrachtet werden. Wo aber ein dankbares Volk milde beherrscht wird, dient der Argwohn zu nichts, zu gar nichts, als Mißvergnügen zu wecken, wo keines ist. Auch äußert ihn unsere Regierung nicht; ihr kann man keine übertriebene Strenge in Ansehung der Theater-Censur zur Last legen, sonst müßten Emilia Galotti, Maria Stuart, Fiesco, Kaspar der Thoringer *) auf keinem Theater gespielt werden. Nicht die Censoren, die auf Befehl des Staates, sondern jene, die auf Antrieb ihres Weisheitskitzels censiren, erheben einen Mordlärm über die gleichgültigsten Dinge, und schreyen Zeter, wenn sie das Wort Freyheit hören, wäre auch nur von der Freyheit, jemanden seine Aufwartung zu machen, die Rede. Durch diese Besorglichkeit wollen sie entweder ihren brühheißen Patriotismus oder ihre übergroße Staatsklugheit jedermann unter die Nase reiben. Selbst das allgemeine Vergnügen ver-

*) Das letztere Stück wurde öfters auf einem der Nebentheater gespielt.

Digitized by Google

bittern sie, und raunen Bekannten und Unbekannten ihre Bedenklichkeiten in das Ohr. Als wahre D. Pedri Rezii *) des Publicums, schlagen sie mit ihrem politischen Stäbchen auf jede gute Speise, die man uns vorsetzt. Gott Lob, daß sie deßhalb nicht gleich weggetragen wird! Indessen machen sie doch durch ihr Geplauder die Censur, die Direction und den Schauspieldichter schüchtern, betrübt, mißmuthig, und rauben sich und andern manchen angenehmen Genuß. Doch diese Staatsklugheit ist nicht die einzige Geißel derer, die für unser Vergnügen arbeiten. Eine nicht geringere ist die übertriebene Empfindlichkeit. Diese veranlaßt meine zweyte Frage.

*) Man weiß, daß der Doctor D. Pedro Rezio dem Statthalter von Barataria, Sancho Pansa, alle Speisen wegtragen ließ, nachdem er sie zum Zeichen, daß sie schädlich sind, mit seinem Stäbchen berührt hatte. Wenn Seine Excellenz krank gewesen wäre, so hätte es noch hingehen mögen; aber einem gesunden Menschen so mitspielen, das heißt, ihn aus lauter Vorsorge krank machen.

Digitized by Google

II. Wann ist irgend ein Stand befugt, sich über den Schauspieldichter zu beschweren, und das Verboth des Stückes vom Staate zu begehren?

Nur damahls, wenn der ganze Stand wirklich angegriffen und gelästert wird, nicht aber, wenn einzelne Personen aus einem Stande als lächerlich oder boshaft vorgestellet werden. Ich hörte einst einen verehrungswürdigen General wider die Wölfe in der Herde und den Cadetten im Deserteur aus kindlicher Liebe klagen und behaupten, das Metier würde durch Vorstellung der Taugenichts, die es entehren, herab gesetzt. Ich führte ihm zu Gemüthe, daß die Präsidenten keine ähnliche Klage wider die Iffländischen Mündel erhoben hätten, wie wohl hier ein höchst niederträchtiger Mann in diesem ehrenvollen Posten erscheint. Ja, setzte ich hinzu, selbst Ludwig XIV. nahm es dem Racine nicht übel, einen bösen Fürsten*) auf das Theater ge-

*) Den Nero im Britannicus.

bracht zu haben. Auch würde man ohne diese Erlaubniß bald gar kein heroisches Trauerspiel aufführen können. Wenn also der höchste Stand die Vorstellung tadelhafter Personen aus demselben duldet, mit welchem Rechte kann sich irgend ein anderer Stand, selbst der geistliche, dawider sträuben? Gewiß verdient der letztere unsere ganze Hochachtung. Aber träte die theatralische Vorstellung dieser Hochachtung zu nahe, so dürfte man gar keinen Stand auf die Bühne bringen; denn jeder verdient Hochachtung, jeder hat ein gleiches Recht, Sicherheit wider die Kränkungen der Ehre vom Staate zu fordern; so wie jeder ein gleiches Recht hat, Sicherheit des Lebens und der Güter zu verlangen. Also entweder gar kein Schauspiel oder die Befugniß, Personen aus allen Ständen darauf zu zeigen! Wenn man einen einzigen ausnähme, so beginge man eine Ungerechtigkeit an allen andern. Nichts sey vom Theater verbannt, als was die Gesetze der Kunst, der Moral und der Sittsamkeit beleidigt. Im letztern Falle sey man eher zu strenge, als zu

gelinde. Ich bin es sehr zufrieden, daß man die Scene im Fiesco weggelassen hat, wo Bertha über erlittene Gewalt klagt, und noch die Spur der Gräuelthat in ihrem angstvollen Gesichte, ihren zerstreuten Locken, ihrem zerstörten Gewande zeiget. Eine solche Scene ist tauglicher zur Lesung, als zur Darstellung. Freylich kann man sagen, das Laster werde hier von der häßlichsten, ja sogar von der schauervollsten Seite vorgestellet. Aber ich frage alle Ältern, die mit einer wohl erzogenen Tochter von 16 Jahren im Theater waren, ob sie sich bey dieser Scene nicht nach Hause gewünscht haben, besonders da junge Leute, Stutzer und Wollüstlinge nicht die Bertha, sondern die Schauspielerinn, das Frauenzimmer vor sich sehen, und selten eine solche Gelegenheit versäumen, ihren Witz auszukramen, oder wenigstens mit bedeutendem Lächeln einen unverlangten Commentar zu Bertha's Reden liefern. Hierdurch wird die Täuschung, folglich auch der tugendhafte Abscheu vor dem Laster gestöret, der allein der Endzweck und die Entschuldigung solcher

Scenen seyn kann. Mit weniger Gefahr würden junge Personen die wirkliche Bertha sehen können, weil hier der wahre Schrecken, das wahre Mitleid alle andern Leidenschaften ersticken müßten.

Ich habe oben gesagt, daß man nur ein solches Stück tadeln oder verbiethen soll, worin ein ganzer Stand wirklich angegriffen ist. Ich muß hier auch das Wort wirklich erläutern. Wenn ein Bösewicht die heiligsten Gefühle, die sich ihm wider Willen aufdrängen, für eine Schwachheit erklärt, wie Catilina beym Voltaire.

> Titres chers et sacrés et de pere d'époux,
> Foiblesses des humains;

so wird man es wohl nicht unmoralisch finden. Wenn jemand in der Leidenschaft die bittersten Schmähreden wider den ausstößt, von dem er sich beleidiget glaubt; so weiß der Zuseher, daß dieses nur Erbitterung, nicht Wahrheit, zum Grunde hat; daß es nur die Meinung der vorgestellten Person,

Digitized by Google

nicht des Autors, ist. Wer wird es dem getäuschten Gemahle der Imogen glauben oder übel nehmen, wenn er im gerechten Schmerzen so viele ungerechte Lästerungen wider das schöne Geschlecht vorbringt, ein ganzes Inventarium von dessen Untugenden verfaßt, und endlich schließt: „Alle Fehler, die man „nennen kann, sind dem Weibe eigen ganz „oder zum Theil, viel mehr ganz."

Eben so verhält es sich mit gewissen Beschuldigungen der Stände. Der Schauspieldichter stelle einen Mann vor, der von einem Großen lange Zeit mit eiteln Versprechungen ist getäuscht worden, und lasse ihn sagen: „Ja, so sind die großen Herren! so „wenig halten sie Wort." Könnten sich die großen Herren mit Recht erzürnen? Ich glaube nicht. Überhaupt ist man jetzt so geneigt, Ärgerniß zu nehmen, daß jeder etwas vorsichtige Mensch es beynahe verreden sollte, sich mit dem Theater zu beschäftigen. Als vor ein Paar Monathen der Ritter Felseck, ein sehr schlechtes Stück, gespielt

wurde, tadelte man nicht nur, wie billig, das Stück, sondern man fand es auch unschicklich, daß eine boshafte Kreatur andächtige Empfindungen heuchle. Hierin nun sehe ich nichts Tadelnswerthes. Die Geschichte und der tägliche Umgang liefern uns leider genug Originale zu dieser Copie. Die wahre Frömmigkeit verliert nichts, wenn die Heucheley entlarvet und in ihrer häßlichen Gestalt dargestellt wird. Dieß hat schon längst der frömmste aller Schriftsteller, Gellert, in seiner Bethschwester gethan. Laßt uns also nicht übertrieben strenge gegen die Schauspieldichter seyn, und ihnen, wenn sie nur den Wohlstand nicht verletzen, alle Laster aller Stände Preis geben. Sonst werden wir bald jeden fähigen Kopf von dieser Arbeit zurück scheuchen, und nicht nur Mangel an neuen Stücken haben, sondern auch die vortrefflichsten alten von der Bühne verbannen müssen.

Digitized by Google

K. k. National-Theater.

Den 26. Januar gab man den Tuchmacher zu London, ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Es wurde zuerst 1771 auf die Bühne gebracht, und schon so viele Jahre nicht gespielet, daß es für ein neues Stück gelten kann. Besser als die meisten neuern Producte ist es gewiß, wenn es auch nicht unter die Meisterstücke gehört. Man muß es der Direction Dank wissen, daß sie gute alte Stücke wieder hervor hohlet, und dem durch Schaustücke verwöhnten Geschmacke nach und nach eine bessere Richtung zu geben suchet. Das Hauptverdienst dieses Stückes sind die rührenden Situationen. Der Dialog ist etwas ungeschmeidig, und der Plan zu einfach, oder vielmehr zu leer, zu alltäglich. Wilson, ein Tuchmacher, verheirathet sich mit Fanny, einem rechtschaffenen Mädchen, die sammt ihrer Mutter Sombridge

von seiner ersten Frau in das Haus genommen, und ihm auf ihrem Todbette von ihr selbst zur zweyten Mutter seiner Kinder vorgeschlagen wurde. Diese Fanny ist die Tochter des Lords Falkland, der aber ihre Mutter verlassen und sich standesmäßig verheurathet hatte. Der Sturz eines ansehnlichen Hauses bringt auch den wohlhabenden Wilson an den Bettelstab. Der Bankerott bricht an seinem Vermählungstage aus. Er beschließt, sich in die Themse zu stürzen, empfiehlt der zärtlichen Fanny in einem rührenden Abschiedsbriefe seine Kinder, und räth ihr, sich mit Lord Orsey zu verheurathen, den sie seinetwegen ausgeschlagen hatte. Auch an diesen edeln Nebenbuhler schreibt er, und tritt ihm Fanny gleichsam ab. Seine Briefe werden früher bestellt, als er wollte. Man eilt ihm also nach, und rettet ihn. Fanny's Vater, der, nun Witwer, seine Sombridge reuevoll suchet, findet sie, und macht seine Familie vollkommen glücklich.

Herr Lange als Tuchmacher, Hr. Müller

Vater als sein Buchhalter, David und die kleine Mademoiselle Lange spielten vortrefflich. Bey der zweyten Vorstellung gefiel das Stück noch mehr. Ein Beweis, daß sogar gute Stücke, gut gespielt, das Haus und die Casse füllen können.

Nach dem Tuchmacher wurde der Eilfertige aufgeführt, ein altes Stück in 2 Aufzügen, nun aber so sehr gestrichen, daß es einen Aufzug verlor. Durch diesen Verlust hat es gewonnen. Es kann für kein Charakterstück gelten, da der Held nicht ein Thor ist, sondern ein Narr, den man im menschlichen Leben sogleich in den runden Thurm sperren würde. Es ist eine Posse, wo gelacht werden soll, und gelacht wurde. Herr Brockmann.... doch in einer solchen Rolle muß man einen der ersten Schauspieler Deutschlands nicht loben. Sie fast so gut als möglich zu spielen, braucht es eben kein Brockmannisches Talent, nur ein treues Gedächtniß und eine geläufige Zunge.

Den 2. Februar wurde die Opera buffa la Donna bizarra aufgeführt. Die Musik ist von Herrn Marcello di Capua, Kapellmeister der Fürstinn Lubomirska. Der Poet hat sich zu seiner Ehre nicht genannt. Einige Stellen wurden beklascht und die Musik von Kennern gerühmt; die ganze Oper aber mißfiel in hohem Grade, theils wegen ihrer Länge, theils wegen der gar erbärmlichen Poesie. Es ist doch wahrlich keine Hexerey, eine erträgliche Oper zu schreiben. Man darf nur ein gutes Deutsches, Französisches oder Englisches Stück zum Grunde legen, wie es im Barbiere di Seviglia, Nozze di Figaro und Matrimonio secreto geschehen ist *). Nicht jeder Operndichter kann ein Casti seyn, ich weiß es wohl. Das ist man eben so wenig, als strenge Regelmäßigkeit zu fordern berechtigt, aber doch auch nicht schuldig, Unsinn und Albernheiten zu ertragen. Als einen Be-

*) Hier liegt zwar auch die Vedova scaltra des Goldoni zum Grunde; aber das merkt man kaum, so sehr ist sie verstellt.

Digitized by Google

weis, wie sehr der Poet mit allen Musen verfeindet sey, setze ich folgende Französische Arie her:

— — — — Tout *bo* Monsieur.
Qu'est (ce) que vous faites
Mon cher Monsieur!
Je suis *perdue*,
Je meurs pour vous;
De *cet* moment
Mon cher Monsieur
Depend la sort
D'un tendre amour.

Man erspare sich den Einwurf: das ist nicht die Muttersprache des Autors. Muttersprache oder nicht! Was man so gar nicht kann, muß man nicht treiben. Doch hier ist auch etwas in seiner Muttersprache. Der Petit *metre* affettato singt unter andern Aufschneidereyen:

Ad una nobile
Donzella Sarda
Per cui frenetico
D'Amor languivo,
Dentro una *Scatola*
D'*argento vivo*.

Digitized by Google

Gli (le, wie wohl auch das überflüssig ist) mandai l'*Isola Madagascar*.

und wieder

Per la gran Cagna
Di Tartaria
— — — — — —
— — — — — —
Dieci Colonne
Di verde antico
Sopra un *anello*
Feci legar.

Das mag in Italien gefallen; aber gebildete Deutsche finden offenbaren Unsinn gewiß nicht lustig. Im zweyten Acte ist noch Neapolitanisches eingemischt. Mit solchen Einmischungen sollte man uns Deutsche gleichfalls verschonen. Es ist genug, es ist schon zu viel, daß wir jedem Franzosen, Engländer und Italiäner mit seiner Sprache entgegen kommen: sollen wir auch ihre Dialecte verstehen?

Um das Stück noch abgeschmackter zu machen, hat man auf eine höchst widersin-

Digitized by Google

nige Art einen Tempel der Wahrheit hinein gestickt, als ob man nicht eben so leicht eine viel schicklichere Gelegenheit hätte finden können, das große Talent des Herrn Mafsoli glänzen zu lassen. Der ernsthafte Styl der Poesie so wohl als der Musik stach gegen das Übrige sonderbar ab. Über dieß war im Tempel der Wahrheit die Bildsäule eines Gottes, und wenn ich nicht irre, Apolls, zu sehen. Wenn man doch bey jeder Aufführung dieser Oper auf den Anschlagzettel setzen wollte: „Bringt nur Augen und „Ohren mit. Den Menschenverstand laßt „zu Hause!"

Die Sänger thaten ihr Möglichstes, das Publicum zu entschädigen. Herr Benucci sang gut, und spielte meisterlich. Auch Mademoiselle Gaßmann verdiente, und erhielt Beyfall. Dennoch hätte man ohne Mad. Tomeoni unmöglich bis halb eilf Uhr aushalten können. Ihr erster Anzug kleidet sie überaus wohl, besonders die Binde, worauf zwey gestickte Rosen angebracht sind. Man

muß gestehen, daß niemahls Rosen auf einem reitzendern Boden empor blüheten.

Den 9. Februar: Allzu scharf macht schartig, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Iffland. Iffland verdient nicht nur als trefflicher Schauspieldichter, sondern auch als wahrer Volkslehrer die ganze Hochachtung des Publicums. Die meisten seiner Stücke enthalten eine reine faßliche, den Bedürfnissen der Zeit angemessene Moral, die desto mehr wirkt, weil sie in eine lebhafte Handlung gebracht, und seine Charaktere mitten aus dem menschlichen Leben heraus genommen und mit Wahrheit und Feuer ausgemahlt sind. Bey so großen Vorzügen und einer so ungewöhnlichen Fruchtbarkeit kann man ihm verzeihen, wenn seine Plane nicht immer den strengsten Forderungen der Kritik genug thun. Auch den Plan des gegenwärtigen Stückes wird sie nicht ganz fehlerfrey finden, aber dennoch weder die Verdienste des Stückes noch die Meisterhand des Autors verkennen. Ich lie-

fere hier einen kurzen Auszug der Geschichte dieses Schauspieles, und füge meine Bedenklichkeiten bey.

Reichenstein, ein vermöglicher Mann, verlor das Seinige theils durch Betrug, theils durch Leichtsinn, und verließ sein Vaterland, um einer öffentlichen Beschimpfung zu entgehen. Es geschah ihm mancherley Unrecht, wovon er sich viel durch seinen ätzenden Witz selbst zuzog. Dieser machte ihm Alles zu Feinden. Sein edles, großmüthiges, wohlthätiges Herz schien den Menschen kein Ersatz für wörtliche Beleidigungen. Siebzehn Jahre ist er abwesend, ohne etwas von sich hören zu lassen. Man glaubte ihn also todt. Während dieser Zeit lebte seine Frau mit zwey Söhnen und einer Tochter in großer Armuth. Sie ernährten sich von der Handarbeit der Mutter und Tochter und von der Feder des ältern Sohnes Philipp. Da aber alle diese Hülfsmittel nicht hinreichen wollen, so entschließt sich der jüngere Bruder, Franz, der wenig Ta-

Digitized by Google

leute, aber das edelste Herz hat, Livreebedienter bey Sidhof, einem alten Bekannten ihres Hauses, zu werden. Dieser Sidhof ist zwar kein Bösewicht, aber so gefühllos und selbstsüchtig, daß ihm viel weniger zum niederträchtigen als zum edeln Manne fehlet. Er erröthet nicht, den armen Jungen die Livree anziehen zu lassen, und gleich darauf ihn abzudanken, weil dessen Oheim seinen Neffen in dieser Erniedrigung nicht sehen und er es mit dem Oheime nicht verderben will. Dieser Oheim, ein verächtlicher, nur nach Titeln, nicht nach Verdiensten trachtender Mensch thut bey seinem großen Reichthume für die unglückliche Familie seines Bruders nichts, als daß er für sie die Miethe einer elenden Wohnung mit 27 Thaler jährlich bezahlt. Auch diese Kleinigkeit rückt er ihnen bitter vor, und kommt darüber mit seinem ältern Neffen scharf an einander. Der Neffe hat das edle Herz, aber auch den Fehler seines Vaters. Er bringt durch seine Stachelreden den Präsidenten und mehrere Leute gegen sich auf, und ver-

Digitized by Google

dirbt es vollends durch eine gedruckte Ehrenrettung seines Vaters. Man erklärt diese Schrift, worin man sich getroffen fühlt, für aufrührisch, und verbannt den Verfasser. So stehen die Sachen, als der alte Reichenstein zurück kommt. Er war in der Algierischen Gefangenschaft; doch da er der Tochter seines Herrn das Leben rettete, erwarb er Freyheit und Schätze. Er kommt eben dazu, als sein alter Schulkamerad Sidhof seinen Sohn Franz abdankt, welches etwas unwahrscheinlich auf der Straße geschiehet. Er nimmt ihn sogleich in seine Dienste. Da seine Barschaften noch unterweges sind, so giebt er ihm indessen einen Ring zu versetzen. Franz geräth hierdurch in den Verdacht eines Diebstahles, und wird von seinem abscheulichen Oheime selbst verfolgt. Der Elende siehet diese Eräugnung für eine gute Gelegenheit an, seinen Plan durchzusetzen und Franzen unter die Soldaten zu stecken. So hoffet er die Schande, eine Livree in seiner Familie zu sehen, ohne Kosten abwenden zu können. Nun giebt sich

der Alte zu erkennen, beschämt seinen Bruder, und verlobt seine Tochter Wilhelmine mit Lindenstein, einem wackern Jünglinge, der sie schon in ihren traurigsten Umständen hatte heurathen wollen.

Das ist also die Geschichte. Nun folgen einige Bedenklichkeiten, die ich dem Urtheile der Leser überlasse.

Warum wendet sich nicht Philipp an den guten Fürsten, wovon sich doch der Alte Alles verspricht?

Kann es der lebhafte Philipp so weit mit Lindenstein kommen lassen, ohne sich über den Brief zu erklären? Und was enthält denn dieser Brief für eine gute Handlung?

Ist es wahrscheinlich, daß eine zärtliche Gattinn ihren, wenn auch entstellten, Mann nach einer langen Unterredung nicht erkenne? Der Verfasser legt ihr zwar einige Erinnerungen in den Mund, die der

Digitized by Google

Anblick des Fremden geweckt hatte. Aber gerade hierdurch, dünkt mich, verschlimmert er mehr, als er gut macht; besonders da die Frau den Tod ihres Gatten nicht gewiß weiß, nur vermuthet.

Die Lehren, die der Alte seinem Sohne giebt, sind gut und wahr, wenn auch ein wenig übertrieben. Doch diese in Beyder Lage so natürliche Übertreibung möchte ich nicht tadeln. Aber gewiß stehen die Lehren hier am unrechten Orte. Sie hemmen den Gang des Stückes, und unterbrechen unsere sehr gespannte Erwartung auf eine nicht angenehme Art. Hierdurch werden wir ungeneigt, sie zu beherzigen, ja nur sie aufmerksam anzuhören. Auch bedurfte es gewiß so vieler Worte nicht. Der Verfasser hat durch Handlungen so nachdrücklich und weise wider diesen Fehler gepredigt, daß er seinen Philipp und noch mehr uns Zuseher hier mit ein Paar Sätzen hätte abfertigen können.

Digitized by Google

Ich habe nun einige Flecken des Stückes angezeigt. Man erwarte nicht, daß ich es eben so mit den Schönheiten machen werde. Ich müßte den größten Theil des Stückes abschreiben. Kein Freund des Theaters und der Tugend wird dem Verfasser seine Bewunderung versagen.

Die Schauspieler wetteiferten fast alle mit einander, ein so gutes Stück gut aufzuführen. Mad. Nouseul und Hr. Brockmann zeigten sich in ihrer ganzen Stärke. Die Wahrheit, mit welcher der Letztere ein Paar Mahl in Thränen ausbricht, nöthigt sie auch dem Zuschauer ab. Hr. Müller Vater und Hr. Stephanie der jüngere stellten ihren Charakter meisterlich dar. Hrn. Müller Sohn kam seine schöne Figur gut zu statten. Mademoiselle Stephanie rechtfertigte die gute Meinung des Publicums von ihrem Talente und ihrem Fleiße. Möchte sie doch eine dauerhaftere Gesundheit genießen. Hr. Ziegler spielte mit eben so viel Überlegung als Feuer, und trug nicht wenig bey, diesem in so man-

cher Rücksicht trefflichen Stücke den verdienten Beyfall zu verschaffen.

Soll ich es den angeführten Schauspielern auch nachrühmen, daß sie ihre Rollen sehr gut gelernt hatten? Doch ich habe das ja schon gethan, indem ich ihr Spiel lobte. Ohne seine Rolle zu wissen, ist es unmöglich, auch nur erträglich zu spielen. Das Predigen, das Schreyen, das Dehnen der letzten Wörter, das Ängstliche in dem Gesichte, das Gezwungene in den Geberden wird auch ein guter Schauspieler nicht vermeiden, so bald er seine Rolle nicht weiß. Daher sagt Lessing, glaube ich, seine Rolle wissen sey die geringste und die größte Pflicht eines Schauspielers.

Digitized by Google

Der Pallast.

Eine Fabel.

Seit tausend Jahren stand ein Gothischer Pallast,
Und war den Mäusen und den Ratzen
Seit tausend Jahren her verhaßt.
„Welch eine plumpe Marmorlast!
„Nicht ein bequemes Loch!—Ein Aufenthalt der Katzen!
„Was hat der Menschen Brut gedacht,
„Als sie das dumme Zeug doch wohl für uns gemacht:
„Sie, die noch oben drein des lieben Gottes Gaben
„Getreid' und Speck vor uns verriegelt haben?"

Das Völklein hatte stets mit unermüdtem Zahn
Seit tausend Jahren schon die Mauern untergraben,
Und was sein Eifer nicht gethan,
That nun die Zeit: das Schloß fing sich zu senken an.
Ein schneller Erdestoß erschüttert
Es vollends, Alles fällt; zersplittert,
Vermischt, zertrümmert und zerstreut

Digitized by Google

Liegt hier Geräth, Gemäuer und Getreid',
Ein Klumpen ohne Form. Aus ihren Löchern schlüpfet
Die graue Brut hervor, durchrennt, durchhüpfet
Den Schutt, hält einen Rath: „Ja dieß ist nun ein Haus,
„Wie sich's gehört. Schickt Bothen aus,
„Die Völker alle zu belehren:
„Sie sollen jeden Bau der alten Art zerstören
„Und einen Plan von uns begehren."

v. Nicolay.

Patriotischer Beytrag.

Einige unverehelichte Damen unserer Stadt legten von ihrem geringen Taschengelde einen patriotischen Beytrag zusammen. Er wurde dem Monarchen in einem silberreichen Beutel dargebracht. Der Beutel selbst lag in einem geschmackvollen Korbe von Fadengold, der künstlichen Arbeit der Fürstinn G***. Unten im Korbe war ein Pergament mit folgenden Versen befestigt, die von dem Herausgeber herrühren. Er ist stolz auf die Ehre, der Dolmetscher so edler Gesinnungen zu seyn.

Ein kleines Taschengeld, bestimmt zu unserm Putz,
Weihn wir, geliebter Fürst, zu deiner Staaten Schutz.
O nimm es gütig an. Wir werden nichts verlieren,
Da Liebe zu dem Vaterland
Und Unterthanentreu weit mehr als Modetand
Uns in Theresiens und deinem Auge zieren.

A.

Druckfehler im ersten Stücke.

Seite 45 Z. 19 Ausgaben lies Abgaben.

— 54 Z. 1 erhebe lies erhöbe.

— 56 nach dem neunten Verse, statt;

— 77 in der 6. Z. schalte ein: besser, als wenn er das Kind viel hätte reden lassen.

Digitized by Google

Österreichische Monathsschrift.

März, 1793.

Unparteyische Prüfung einiger den Proceß und die Verurtheilung Ludwigs XVI. betreffenden Fragen.

Wenn irgend eine That alle redlichen Menschen, sie mochten auch noch so republikanisch denken, empört und mit Abscheu gegen die jetzige Ochlocratie der Franzosen erfüllt hat, so ist es der Mord eines ihrer besten Könige. Ganz Europa sahe es deutlich, daß sie ihn würgten, weil sie ihn würgen wollten, und hierbey weder auf seine große noch kleine Schuld, ja nicht

einmahl auf ihren eigenen Vortheil oder den Willen des Volkes Rücksicht nahmen. So sehr sie auch seit einiger Zeit daran gearbeitet haben, durch boshafte Reden und Ausstreuung der ungerechtesten Schandschriften den guten König bey der Nation verhaßt zu machen; so fürchteten sie doch, die Menschlichkeit und die einst allen Französischen Herzen eingeborne Liebe zu ihrem Könige möchte erwachen. Darum gaben sie der Appellation an das Volk nicht Statt; darum beschleunigten sie ihr Werk auf eine in wichtigen Dingen ganz ungewöhnliche Art; darum scheuchten sie, wie Haschka sich ausdrückt, den Ruf der Menschlichkeit durch eherne Schlünde zurück; darum ließen sie die letzten Worte ihres Schlachtopfers von dem Wirbel der Trommel übertäuben, und, hartherziger als die Peiniger des Heilands, wollten sie nicht einmahl die Verzeihung und den letzten Segen des Unschuldigen hören, nach dessen Blute sie dürsteten.

Mögen sich die Geschichtschreiber mit Ent-

wickelung der Ursachen beschäftigen, welche diese schaudervolle Begebenheit herbey geführet: wir wollen hier nur diese drey Fragen abhandeln.

1) War der National-Convent befugt, den König zu richten? 2) Fielen im Processe selbst Ungesetzmäßigkeiten vor? 3) Hat Ludwig XVI. immer so gehandelt, wie er nach seiner festen Überzeugung zum Wohle Frankreichs handeln mußte?

Die Grundsätze, die ich aufstelle, sollen dem allgemeinen Staatsrechte angemessen und die Thatsachen aus dem Moniteur selbst entlehnet seyn.

I. War der National-Convent befugt, den König zu richten?

Wenn ein Wahlkönig die Herrschaft eines Volkes übernimmt, und gewisse Grundgesetze beschwöret; so ist er und das Volk als freye, im Stande der Natur lebende

Personen zu betrachten. Das Volk thut mittelst der Unterwerfung auf einen Theil dieser Freyheit Verzicht. Der König bleibet ganz im Stande der Natur, da er sich nicht unterwirft, und seine Freyheit wird nur durch die Puncte des Vertrages beschränket. In so fern also Volk und König contrahirende Theile sind, bleiben sie sich gleich, und ihre Zwistigkeiten können nicht anders, als alle Zwistigkeiten im Stande der Natur abgethan werden. Keines kann des andern Richter seyn, sondern der Buchstabe des Vertrages muß entscheiden. Ist der Sinn dunkel, ist ein Punct zweifelhaft, so wird nach den allgemeinen im Vertrage angenommenen Grundsätzen entschieden; denn keine Ausnahme darf ohne klare Beweise festgesetzet werden.

Laßt uns diese gewiß unbestreitbare und, so viel ich weiß, auch unbestrittene Wahrheiten auf unsern Fall anwenden.

Dem Könige wird in der Constitution die

Unverletzbarkeit ohne Bedingung zugesichert. Mit welchem Rechte also fügte man hinterher Bedingungen bey, und suchte den klaren Buchstaben des Gesetzes zu verdrehen? Die Constitution sagt: Du bist unverletzbar: Der Convent beschränkt es: „Nur „wenn du mit deinen Ministern handelst, „nur wenn du dein Amt verwaltest, nur „wenn du mit der National-Versammlung, „nicht aber wenn du mit dem Volke zu thun „hast." Da die Constitution von allen diesen Beschränkungen keine Meldung macht, so sind sie nothwendiger Weise vertragswidrig und ungerecht; wenn man auch voraus setzen wollte, daß sie die Nation im Sinne gehabt habe. Eine im Kopfe behaltene Bedingung ist ohne Wirkung] (conditio in mente retenta nihil operatur).

Digitized by Google

Einwürfe.

Ohne solche Einschränkungen wäre die Ertheilung der Unverletzbarkeit ein Unsinn.

Vielmehr mit irgend einer Einschränkung ist sie und das Veto ein Unsinn. Der König sollte deßhalb unverletzbar seyn, damit er ohne Furcht vor irgend einer auch noch so mächtigen Partey sein Amt verwalten und das Veto-Recht ausüben könne. Die erste National-Versammlung sahe gar wohl ein, daß ohne dieses Veto ihr Werk bald zu Grunde gehen oder vielmehr gar nie zu Stande kommen würde. Das Veto ist das einzige Gegenwicht einer Versammlung, deren Beschlüsse weder der Sanction eines Oberhauses noch irgend einer andern Prüfung unterliegen. Hat nun der König nicht die unbeschränkteste Unverletzbarkeit, muß er fürchten, daß man diese je wegräsonniren und auch nur einen einzigen Fall aussinnen könne, wo man sie ihm streitig machen darf; so

Digitized by Google

sind ihm auf immer die Hände gebunden, die heilsame Wirkung des Veto ist vereitelt und dem entsetzlichsten Despotismus der National-Versammlung Thür und Thor geöffnet. Auch die Römischen Volks-Tribune konnten ihr Veto nicht nur mit Nachdruck, sondern mit vollkommner Sicherheit aussprechen. Über dieß muß man nicht vergessen, daß die Constitution die monarchische Form festsetzte. So beschränkt nun auch ein Monarch seyn mag, so ist doch die Unverletzbarkeit seiner Person die erste Bedingung. Die allgemeine Meinung aller Nationen streitet dafür seit undenklichen Zeiten, wie wir unten aus dem Beyspiele der Celten deutlich sehen werden.

Auf diese Art könnte der König das Veto und die Unverletzbarkeit mißbrauchen.

Die Möglichkeit eines Mißbrauches haben diese Rechte mit allen andern Rechten, besonders mit jeder Macht, gemein. Jede kann gemißbraucht werden; und doch kann ohne

Digitized by Google

Macht kein Staat, ja nicht einmahl eine Familie bestehen. Wenn nun jemand in den National-Convent träte und riefe: Das Volk in Athen und Rom hat seine Macht gemißbraucht, also müssen die Nationen keine Macht haben. Was würde man von dieser Rede denken?

Aber wenn der König unverletzbar ist, so könnte er die größten Grausamkeiten ausüben.

Die Franzosen wußten wohl, daß dieses, Dank der Aufklärung! ein höchst seltener Fall und von dem sanftmüthigen Ludwig keineswegs zu fürchten sey. Sie wagten dabey so wenig als die Römer, welche den Vätern eine große Gewalt über die Kinder einräumten, weil es sehr wenig barbarische Väter, aber leider desto mehr undankbare Kinder giebt. Was die Nachfolger Ludwigs betrifft, so war ja die Erziehung derselben in ihren Händen, und sie beschäftigten sich ernst-

Digitized by Google

lich damit, dem Dauphin taugliche Lehrer zu wählen.

Der König ist ja nur der erste Bürger.

In dem Verstande, daß er wie jeder Bürger das Eigenthum außer den dringendsten Staatsbedürfnissen ehren, seine eigenen Gesetze achten und bey Processen sich des gemeinen Rechtes bedienen muß; aber nicht in dem Verstande, daß er keine größere Macht habe als die übrigen; nicht in dem Verstande, daß er so wie sie einer Herrschaft unterliege, die er niemahls anerkannt, der er sich niemahls unterworfen hat.

Diese Einwürfe werden unter verschiedenen Vermummungen wieder erscheinen, und wir haben dann nichts nöthig, als ihnen die Larve vom Gesichte zu reißen.

Wir wollen nun alles auszugsweise anführen und redlich prüfen, was über diese Materie ist gesagt worden, und zwar in der

Ordnung, in welcher der Moniteur es liefert.

Bericht, welchen Mailhe im Nahmen des Ausschusses der Gesetzgebung über die Fragen gegeben hat: Soll Ludwig gerichtet werden? Von wem? Mit welchen Förmlichkeiten? *)

„Ich öffne die Constitution, und finde darin, daß die Person des Königs unverletzbar und heilig sey. Ich finde, daß im Falle „der König den vorgeschriebenen Eid nicht leistete, oder ihn zurück nähme, im Falle er sich „an die Spitze einer Armee stellte, und diese Kriegsmacht wider die Nation brauchte, „oder sich einer solchen in seinem Nahmen „gemachten Unternehmung nicht durch eine „förmliche Urkunde widersetzte, im Falle er „sich aus dem Königreiche wegbegäbe, und „auf die Einladung des gesetzgebenden Körpers nach einem festgesetzten Termine nicht

*) Moniteur 9. November 1792.

„zurück käme, daß er in jedem dieser Fälle „angesehen würde, als hätte er seiner Wür„de entsaget. Ich finde ferner, daß der Kö„nig nach einer ausdrücklichen oder gesetzli„chen Entsagung könne angeklagt und gerich„tet werden."

„Will das sagen, daß, ——— wenn er „fremde Mächte zu seinem Schutze herbey ruft, „er bloß mit dem Verluste des Zepters davon „kommen soll?"

Nicht nur, wenn er sie zu seinem Schutze herbey ruft, sondern wenn er sich an die Spitze ihres Heeres stellt, kommt er der Constitution zu Folge bloß mit dem Verluste des Zepters davon. Man bemerke das bloß! Als ob alle seine ererbten und erworbenen Rechte verlieren, bloß eine Kleinigkeit wäre. Doch Mailhe hat mehr als Recht. Den Zepter bey einer solchen Nation verlieren, ist nicht allein wenig einbüßen, ist ansehnlich gewinnen. Übrigens muß uns hier der vernünftige und billige Ausdruck der

Constitution nicht entgehen. Auch im ärgsten Falle braucht sie das Wort Entsagung, das einzige wahre; denn da der König und die Nation als zwey freye, im Stande der Natur lebende Personen mit einander contrahiret *), und die Nation sich ihm, nicht aber er der Nation sich unterworfen hat; so wäre es lächerlich, ihr in irgend einem Falle das Richteramt einzuräumen, welches keiner freyen Person über die andere im Stande der Natur gebühret. Wenn sie also einen Vertrag errichten, so können beyde ihn auslegen, beyde können urtheilen, keines aber das andere richten. Der Buchstabe des Vertrages und das Gewissen muß entscheiden.

*) Ich bin hier noch viel zu freygebig, wenn ich dieses von Frankreich annehme, da Frankreich kein Wahl- sondern ein Erbreich ist, und also die Nation nur nach dem Absterben aller Kronerben, oder nach ihrer freywilligen Entsagung für eine ganz freye im Stande der Natur lebende moralische Person kann gehalten werden.

Digitized by Google

Weiß man nicht, daß die königliche Würde lange Zeit, und zwar ohne die Unverletzbarkeits-Ägide, bey den Spartanern bestanden habe?

Diesen Königen aber wurde die Unverletzbarkeit nicht feyerlich zugesichert, und das ganze Alterthum betrachtete ihre Abhängigkeit als etwas Außerordentliches, etwas mit den allgemeinen Begriffen von der Monarchie Streitendes. So sagt Cornelius Nepos von den Königen: „Der Lacedämonier Agesilaus war nur dem Nahmen, nicht der Gewalt nach König, so wie alle andern Spartanischen Könige."

Wenn man ferner den Unterschied der Zeiten, der Denkungsart, der Sitten, des Characters, der Größe des Staates, und aller Verhältnisse Frankreichs und Lacedämons betrachtet; so muß man glauben, Mailhe habe hier seine Mitrepräsentanten eben so sehr zum Besten gehabt, als jene Flüchtlinge, die voriges Jahr athemlos vor die Na-

tional-Versammlung kamen, und sich mit den Spartanern bey Thermopylä verglichen. Übrigens war es eben nicht klug, das Beyspiel der Lacedämonischen Ephoren anzuführen, unter deren Gerichtsbarkeit selbst die Könige gehörten, die aber dem Staate vielleicht mehr geschadet als genützt haben. Wenigstens ist es sehr problematisch, und schon Aristoteles hat ihre Übermacht getadelt. Pol. II. 7.

Die Unverletzbarkeit war nur zum Besten der Nation, nicht zum Besten des Königs eingeführt.

Zu beyder Besten, das hier enge verbunden ist, oder vielmehr zum Besten der Nation und zur Sicherheit des Königs; denn ohne eine vollkommene Unverletzbarkeit hätte nur ein Wahnsinniger die Regierung bey diesen Umständen übernehmen können.

Digitized by Google

Aber wenigstens darf er über diese Puncte angeklagt werden, die man seinen Geschäftsträgern nicht zur Last legen kann.

Wo stehet diese Ausnahme? In der Constitution finde ich sie nicht. Ich finde nur, daß solche Befehle des Königs ungültig sind. Noch mehr! Wenn der König sich an die Spitze der feindlichen Heere stellte, so fiele dieses seinen Geschäftsträgern wohl nicht zur Last, und dennoch könnte selbst in diesem Puncte keine Anklage, nur die gesetzliche Entsagung Statt haben.

War der gesetzgebende Körper durch den Grundsatz der königlichen Unverletzbarkeit so sehr gebunden, daß man das öffentliche Wohl der Furcht, ihn zu übertreten, aufopfern mußte.

Vortrefflich! das heißt zugleich eine Constitution haben und keine haben. Man braucht also nur den Vorwand des öffentlichen Wohls, um Alles über den Haufen zu werfen. Des

öffentlichen Wohls wegen ist Scipio angeklagt, Aristides verbannt und Socrates verurtheilt worden.

Sollte er die Soldaten eines abergläubischen Volkes nachahmen, die sich nicht zu schießen getrauten, weil sie vor der ersten Reihe des feindlichen Heeres Thiere sahen, welche das Volk für heilig hielt.

Der Ausschuß und Mailhe, sein Wortführer, zeigen hier ihre große Achtung für ein Grundgesetz, indem sie es in Eine Classe mit dem albernsten Aberglauben setzen. Wenn sich der gesetzgebende Körper scheuet, die Constitution zu übertreten, so wäre er nach der Meinung des Ausschusses den einfältigsten und fanatischesten Leuten unter der Sonne ähnlich. Nun dürfen wir uns nicht mehr über die Ausschweifungen des Pöbels wundern, da die Repräsentanten, das soll heißen, die Weisesten und Besten der Nation, eine solche Geringschätzung der Gesetze öffentlich zur Schau auslegen.

Die Unverletzbarkeit wurde dem Könige nur gegen den gesetzgebenden Körper, nicht gegen die Nation gegeben. Sonst müßte man sagen können, daß er durch den Constitutions-Act über die Nation sey, oder doch wenigstens ihr nicht unterworfen.

Allerdings ist er in allen andern Puncten, als jenen, die den Vertrag betreffen, über die Nation, die sich ihm unterwarf. Nur in den Puncten des Vertrages sind sie sich gleich, wie ich oben angezeigt habe. Aber

Ludwig war nur durch die Constitution König. Die Nation war souverän, ohne Constitution und ohne König.

Ganz falsch! Ludwig war König durch sein Erbrecht. Die Constitution gab ihm keine neue Rechte; sie nahm und beschränkte seine alten, nur das der Unverletzbarkeit nicht, das sie vielmehr aufs neue anerkannte und bestätigte.

Die Nation hat ihre Souveränität von der Natur selbst. Sie kann sie keinen Augenblick veräußern, und hätte sie das nicht, wenn sie der Befugniß, den König zu richten, entsagt hätte?

Den Beweis über die Unveräußerlichkeit der Souveränität ist man uns schuldig geblieben. Denn wenn im Stande der Natur jeder Hausvater seine gleichfalls von der Natur ihm zukommenden Rechte an Mehrere übertragen kann, warum kann er oder diese Mehrern sie nicht auch an Einen übertragen? Doch darüber wollen wir jetzt mit diesen Rousseauischen Nachbethern keinen Streit anfangen. Wenn es auch wahr wäre, daß die Nation ihre Souveränität nicht veräußern könne; so ist es doch falsch, daß sie ihre Souveränität deßhalb veräußere, weil sie dieselbe gegen denjenigen nicht ausübt, der sich ihr nie unterworfen hat, weil sie denjenigen nicht richtet, den sie nie zu verletzen feyerlich versprochen hat.

Digitized by Google

Auch der gesetzgebende Körper war unverletzbar (denn keiner seiner Mitglieder konnte vor ein Criminal-Gericht geladen werden), dennoch würde, falls er malversirt hätte, die Nation gegen ihn aufstehen und ihn haben bestrafen können, ohne daß er sich auf die nicht zu seinem, sondern zum gemeinen Besten ihm verliehene Unverletzbarkeit hätte berufen dürfen.

Elender Trugschluß! Die Immunität von Criminal-Gerichten wurde den Repräsentanten, so wie den Römischen Magistrats-Personen, nur während der Zeit ihres öffentlichen Amtes zugestanden, dem Könige auf immer, da seine Verrichtung sich nur mit seinem Leben endigen sollte.

Aber ist nicht Ludwig schon gerichtet? Ist er durch den Verlust des constitutionsmäßigen Zepters nicht schon bestraft? Kann er einem zweyten Spruche, einer zweyten Strafe unterliegen? Dieser Ein-

wurf, falls man ihn machte, wäre nicht richtig.

Wenn die Constitution bestehen müßte, und der gesetzgebende Körper hätte den Thronverlust über Ludwigen verhängt und ihm einen andern Nachfolger gegeben; dann wäre dieser Verlust eine Strafe, und die Constitution verwehrte jede weitere. Aber die Nation, welche das unverjährliche Recht hat, die Constitution zu ändern, hat ihren Repräsentanten aufgetragen, eine neue zu verfertigen. Bekleidet mit ihrer Machtsvollkommenheit habt ihr nicht gesagt: Ludwig XVI. ist unwürdig König zu seyn; sondern ihr habt gesagt: es giebt in Frankreich keinen König mehr. Ihr habt die Königswürde aufgehoben, nicht weil Ludwig unfähig zu herrschen war; sondern weil es keine Freyheit ohne Gleichheit, keine Gleichheit ohne Republik giebt. (Man klatschet.) Ihr habt also Ludwig XVI.

Digitized by Google

weder gerichtet noch bestraft; ja, ihr habt sogar seine Person nicht im Gesichte gehabt. Er war nur König durch die Wohlthat einer monarchischen Constitution. Er hat es durch den ersten Schwung der Nation gegen eine republikanische Constitution hin natürlicher Weise aufgehört zu seyn.

Hier zeigt sich die ganze Abscheulichkeit dieser Republiks-Candidaten. Die Constitution wurde von der National-Versammlung entworfen und von der ganzen Nation angenommen und beschworen, und zwey Jahre darauf darf Mailhe öffentlich sagen, diese Annahme, dieser Schwur seyen ungültig gewesen. Hat die Nation nichts von dieser Ungültigkeit gewußt, so war sie eine Unmündige, im entgegen gesetzten Falle eine Verbrecherinn, die mit Vorwissen einen National-Schurkenstreich beging. Eines von beyden ist unvermeidlich. Mailhe mag wählen und selbst bedenken, was von seiner democratischesten Democratie zu

erwarten ist, wo man feyerliche Verheißungen und Eide brechen, zu den unverjährlichen Rechten der Nation rechnet. Eine tröstliche Aussicht für die künftigen Alliirten der Republik. Heut haben sie einen Vertrag mit ihr errichtet; morgen beweiset ihr Ausschuß, daß dieser Vertrag mit irgend einem unverjährlichen Rechte streite, und folglich die Nullität schon mit sich geführt habe.

Nun folgt eine unbedeutende Diatribe, worin der Verfasser sagt: „Bey den Celten, „unsern Vorfahren, behielt sich das Volk „immer ein Recht über die Fürsten vor." Ein klarer Beweis, daß man in Frankreich von den ältesten Zeiten her an die Unverletzbarkeit der Fürsten und an ihre Immunität von aller Volksgerichtsbarkeit glaubte; sonst hätten die Celten sich dieses nicht vorzubehalten gebraucht. Mailhe fühlet selbst, daß er das nicht hätte sagen sollen, und will es durch die schon oben widerlegten Gründe wieder gut machen. Auch Beyspiele führt er an, und unter andern den Mord Carls I., wor-

über England noch jetzt erröthet. Wenn aber Beyspiele ein Recht beweisen, dann wohl euch, ihr Nerone, ihr Cromwelle, ihr Egalites! Eure Abscheulichkeiten sind gesetzmäßig, da ihr zur Schande der Menschheit in den Geschichtsbüchern Ungeheuer auffinden könnet, die euch gleichen, und also eure Gräuelthaten durch die ihrigen rechtfertigen.

Es ist in der Natur der National-Souveränität, im Nothfalle das Stillschweigen der geschriebenen Gesetze zu ergänzen.

Aber hier, wo die Gesetze gerade das Gegentheil gebiethen, hat sie der National-Convent nicht ergänzet, sondern mit Füßen getreten.

Alle Könige Europens haben es der Dummheit der Nationen eingeredet, daß sie ihre Kronen vom Himmel her haben.

Diese Lüge wird durch die Vorlesebücher

der meiſten Deutſchen Univerſitäten*) zur Genüge widerlegt, und iſt ein neuer Beweis der Franzöſiſchen Unwiſſenheit.

Sie haben die Nationen daran gewöhnt, ſie als Bilder der über die Menſchen herrſchenden Gottheit zu betrachten (Gute Fürſten gleichen auch der Gottheit ſo ſehr, als es ſich mit der Unvollkommenheit der menſchlichen Natur verträgt. Übrigens weiß man wohl, daß nicht alle Porträte ähnlich ſehen können,) und zu glauben, ihre Perſon ſey unverletzbar und heilig.

Es iſt noch nicht zwey Jahre, daß ſich auch die Franzöſiſche Nation öffentlich zu dieſer Meinung bekannte; doch vermuthlich hat man ſie nur ihrer Dummheit eingeredet. Seit der Zeit hat ſie ſich von einer ſo allgemeinen Dummheit, sens com-

*) Man ſehe das unſrige des Freyherrn von Martini Positiones de Jure Civitatis III. Cap. §. 60.

mun genannt, zur höchsten, allen andern Nationen bis auf diesen, und Gott gebe! bis auf den jüngsten Tag, unerreichbaren Weisheit erhoben.

Als der König sich an die Grenzen des Reiches begeben hatte, vertheidigte er hierüber sich vor dem gesetzgebenden Körper.

Er vertheidigte sich hierüber, weil ihm daran lag, die Liebe und die gute Meinung des Volkes zu erhalten, nicht weil er den gesetzgebenden Körper für seinen Richter erkannte, was er selbst nach Mailhes Geständniß nie schuldig war. Man versprach hierauf ihm dieses Schrittes wegen, wozu ihn die Gefahr und die Scenen des 20. Junius genöthiget hatten, niemahls einen Vorwurf zu machen; aber man hielt dieses Versprechen eben so gewissenhaft als—alle andern.

Allein seine Freunde selbst behaupteten bey dieser Gelegenheit nur seine Immuni-

Digitized by Google

tät von der Gerichtsbarkeit der National-Versammlung, nicht aber von der Gerichtsbarkeit der ganzen Nation.

Es war damahls nur von der Erstern die Rede; und gesetzt auch, es hätte seinen Freunden an Geschicklichkeit oder an Muth gefehlet, ihn gründlich zu vertreten; konnten sie ihm hierdurch seine Rechte vergeben? War denn Ludwig der einzige Mann in Frankreich, dessen Menschenrechte verjährlich seyn mußten?

Nun macht Mailhe Ludwig dem XVI. ein Verbrechen daraus, daß er unter dem 21. Junius erklärte: „Er sey vorher nicht frey „und alle seine Erklärungen seyen erzwungen gewesen." Der Vorwurf fällt auf diejenigen zurück, die ihn in diese Sclaverey brachten und darin erhielten; oder ist etwa derjenige frey, der das Schwert des Aufruhrs beständig über seiner Scheitel schweben sieht?

Nun klagt Mailhe den König an, er habe sich heimlich mit den auswärtigen Mächten gegen sein Vaterland verbunden.

Diese Beschuldigung, die nicht hierher, sondern in den Proceß selbst gehört, wird weder abgehandelt noch erwiesen, sondern bloß eingestreut und durch Declamationen aufgestutzt, nur damit der König verhaßt werde, nur damit oberflächliche Köpfe einen Beweggrund und überlegte Bösewichter einen neuen Vorwand zu Grausamkeiten bekommen.

Wie wenn jemand meine Frau oder meinen Sohn umgebracht hätte, so giebt es keine Constitution, die mich deßhalb strafen könnte, wenn ich, vom Geiste der Rache hingerissen, ihn dafür bestraft hätte. Eben dieses gilt von der ganzen Nation.

Jede Constitution kann und muß mich

deßhalb strafen. Ob ich gleich gegen einen Angriff das Leben der Meinigen zu vertheidigen befugt bin, so ist mir doch in keinem Staate erlaubt sie zu rächen, weil kein auch noch so republikanischer Staat bestehen kann, wenn jeder einzelne Bürger Richter in seiner eigenen Sache seyn will. Ein solcher Mord kann zwar durch Zusammentreffung verschiedener Umstände sehr zu entschuldigen seyn, aber zu billigen ist er nie; denn immer streitet er gegen die ersten Grundsätze jeder bürgerlichen Gesellschaft. Und diese ersten Grundsätze, worauf sich das Natur- und Staatsrecht stützet, muß man den Wortführern einer ganzen so aufgeklärt seyn wollenden Nation, den Richtern der Könige, erst vordociren?

Nun folgen neue Beschimpfungen des Königs, ohne Beweise, aber mit desto mehr Heftigkeit vorgetragen, und endlich die Abhandlung der Fragen: „Von wem, und auf wel„che Art soll Ludwig gerichtet werden?" Und falls der National-Convent selbst ihn zu rich-

ten sich entschließet, „ist er an alle bey dem „Criminal-Processe vorgeschriebenen Förm„lichkeiten gebunden?" Auch dieses, (sollte man es glauben?) auch dieses wird verneinet. „Ein Richter, heißt es, kann dem Irr„thume und den Leidenschaften unterworfen „seyn: man muß ihn also an Förmlichkei„ten binden. Ein ganzes Volk aber und folg„lich auch seine Repräsentanten können we„der sich betriegen noch aus Leidenschaften „handeln. Wenn Ludwig nur ein einziges „Mitglied ablehnen wollte, so lehnte er die „Nation selbst ab."

Wer kann ohne Empörung diese unverschämte Albernheit lesen? Eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich so sehr vergessen, daß sie sich nicht nur durch die pöbelhaftesten Schimpfwörter, sondern sogar durch Maulschellen mißhandeln, wird hier als eine Versammlung überirdischer leidenschaftloser Menschen dargestellt, die sich aus diesem Grunde von allen Förmlichkeiten lossprechen darf.

Digitized by Google

Die Apellation an das Volk soll zu Folge des Berichtes gleichfalls nicht verstattet werden. Auf das Beyspiel Lacedämons, wo die von den Ephoren verurtheilten Könige an das Volk appelliren konnten, antwortet Mailhe: „Die Ephoren wären keine wah„re Volksrepräsentanten gewesen, und hät„ten die volle Ausübung der Volks-Souverä„nität weder besessen noch verdient."

Der erste Satz ist falsch. Die Ephoren wurden wenigstens in den spätern Zeiten, von denen hier allein die Rede seyn kann, wirklich von dem Volke und aus dem Volke zur Vertretung seiner Rechte gewählt. Daß aber die Lacedämonier zu klug waren, dem einzigen Collegium der Ephoren die Ausübung aller Majestäts-Rechte zu übertragen, und auf diese Art den häßlichsten Despotismus, das heißt den Neufränkischen zu gründen, darüber wird sich nur ein Theilhaber dieses Despotismus wundern können.

Der angeführte Bericht wurde den 7.

November dem National-Convente vorgelegt. Den 13. wurde diese Untersuchung wieder vorgenommen*). Matisson, nachdem er sich erst durch einige Schmachreden wider Ludwig XVI. gleichsam losgekauft hatte, vertheidigte, man könne ihn nicht richten.

Hierauf behauptete Saint Just: „Der „König müsse nicht als Bürger, sondern „als Feind gerichtet oder vielmehr bekämpft „werden." (Ein unglücklicher, gemißhandelter, mit seiner Familie eingekerkerter Mann muß als Feind bekämpft werden!) Er spricht ihm den Rang eines Bürgers ab, auf den doch jeder Missethäter, wenigstens vor seinem Todesurtheile, Anspruch machen darf. Er ärgert sich, daß man erst ängstlich überlege, ob man ihn richten soll, und darüber in Gefahr komme, sich zu entzweyen. Seine Schlüsse lauten so:

„Der Gesellschaftsvertrag ist nur ein Ver-

*) Moniteur 14. Novemb.

„trag zwischen den Bürgern, nicht zwischen „ihnen und der Regierung.“ In einer Republik giebt es also keinen Gesellschaftsvertrag? „Man hat keinen Antheil an einem „Vertrage, wo man sich zu nichts anheischig „gemacht hat; folglich kann Ludwig, der „sich zu nichts anheischig machte,“ (Warum mußte er denn die Constitution beschwören, warum versprechen, daß er die Regierung nach ihr einrichten und das Wohl seines Reiches befördern wolle? War das nicht sich anheischig machen?) „keiner bürgerli„chen Gerichtsbarkeit unterliegen.“ (Ein wahrer Satz aus falschen Prämissen, wie denn das bey solchen logischen Stümpern, als Saint Just, nicht selten ist. Der König unterliegt freylich keiner bürgerlichen Gerichtsbarkeit, weil er sich ihr nie unterworfen, weil man es nicht einmahl in der Constitution gefordert, nicht aber weil er sich zu nichts anheischig gemacht hat, welches Letztere nur in ein tribus Anticyris caput insanabile kommen konnte.) „Dieser Ver„trag war so unterdrückend, daß er nur die

„Bürger, nicht den König band. Ein sol„cher Vertrag ist also nothwendiger Weise „ungültig; denn nichts ist rechtmäßig, was „nicht durch die Natur oder Moral sanctio„nirt ist.“ Wenn ich also zu Saint Justen sagte: „So bald Sie wollen, gehört mein „Haus Ihnen!“ so ist diese Schenkung ungültig, weil Saint Just zu nichts verbunden ist. Aus eben dem Grunde muß Saint Just alle vortheilhaften Verträge verwerfen. Ein neues Paradoxon, welches aufzustellen der Französischen Rechtsgelehrtheit vorbehalten war! Doch immerhin! Dem Könige wurde die Unverletzbarkeit nicht geschenkt, sondern eben so sehr zum Vortheile des Staates als zu seinem eigenen gewährt, als Etwas, das zur Ausübung seiner Pflichten unumgänglich nöthig ist.

Die logische Stärke unsers Volksvertreters leuchtet aus jeder Zeile hervor. Nachdem er oben behauptet hat: „Ludwig sey kein „Bürger, Ludwig habe sich zu nichts an„heischig gemacht;“ so heißt er gleich hier-

auf ihn und alle Könige Rebellen. Als ob derjenige, der kein Bürger ist, ein Rebell seyn könnte. Saint Just verstehet nicht einmahl die Terminologie des Staatsrechtes!

„Eine großmüthige Seele würde zu andern Zeiten sagen: man muß Ludwigen „den Proceß machen, nicht wegen der Verbrechen während seiner Verwaltung, sondern wegen des Verbrechens, König gewesen zu seyn." Man muß also zuerst der Nation, deren Wortführer Saint Just ist, den Proceß machen, ihn als König erkannt und die monarchische Form durch die Constitution bestätigt zu haben. Doch ich bin müde solche Albernheiten abzuschreiben, die man nur bey einer völligen Zerrüttung des Gehirnes aushecken und hervor bringen kann.

Robert sagt *): „der König sey nur über „die Tribunale, nicht über die Gesetze erhoben." Damit wir aber nicht zweifeln,

*) Moniteur 15. Novemb.

was er Gesetz nennet, so füget er etwas später hinzu: „Das Volk bey einer Insurrection ist „das lebende Gesetz. Das Gesetz in eigener „Person hat den 10. August zu Ludwigen „gesagt: — —Du wirst gerichtet werden.“ Also der Aufstand etniger tausend Menschen in Paris war eine Insurrection des Volkes und heißt das lebende Gesetz? Wo ist ein ehrlicher Mann, der nicht mit innigstem Abscheu diesen Robert, diese Versammlung betrachtet? Sie, welche den rasenden Pöbel in Zaum halten sollen, ermuntern und berechtigen ihn zu den schrecklichsten Ausschweifungen.

„Wenn Ludwig,“ fährt dieser systematische Jourdain fort, „die Rechte der Nation „gekränkt hat, so hat er selbst hierdurch auf „die Unverletzbarkeit Verzicht gethan.

Die Constitution macht ihm die Unverletzbarkeit selbst in dem Falle nicht streitig, wenn er die Nation an der Spitze eines feindlichen Heeres bekriegte; und eine ärgere Krän-

kung läßt sich wohl nicht denken. Doch was kümmert einen Saint Just die Constitution? Er fährt als ein wahrer Don-Quixotte fort, und behauptet: „Man könne Ludwigen nicht „schonen, weil die Franzosen für das ganze „übrige Europa die Gerechtigkeit handha„ben müßten." Er behauptet: „die Consti„tution sey der Nation aufgedrungen, folglich „von ihr nicht frey angenommen worden." Eine lächerliche Äußerung, die keine Widerlegung verdient, wohl aber den Charakter dieser unleidenschaftlichen Volksrepräsentanten in ein helles Licht setzet. Gleich darauf gestehet der auf eine andere Art rasende Gregoire, „die Nation habe die Con„stitution nicht nur durch ihr Stillschweigen, „sondern durch Veranstaltung bürgerlicher „Feste gut geheißen." Doch was braucht es sein Geständniß? Vor zwey Jahren wäre Robert mit seiner Behauptung, wenn nicht gelaternet (lanternisé), doch gewiß ausgepfiffen worden.

„Auch der König hat sie nicht angenom-

„men, weil er sich in seinem — Anneh-
„mungsbriefe also ausdrückt: Ich müßte
„der Wahrheit ungetreu seyn, wenn ich sag-
„te, daß ich in der Constitution alle Mittel ge-
„funden habe, welche bey Verwaltung der Re-
„gierungsgeschäfte nachdrücklich wirken kön-
„nen." Aus dieser Stelle will Robert eine Protestation heraus folgern. Elender Kunstgriff! Der König hat ja in diesem und vielen folgenden Briefen ausdrücklich das Gegentheil behauptet: er hat gesagt: er wolle die Constitution; aber leider! hat er hinzu gesetzt: er wolle auch Ordnung. Ich sage leider; denn dieser Wille, Ordnung herzustellen, vereinigt mit einer edlen aber unzeitigen Schonung, ist es, was ihn auf das Schaffot gebracht hat.

Zuletzt stimmet Robert dem Saint Just hierin bey, „daß Frankreich mit seinem Köni-
„ge in einem förmlichen Kriege und er ihr
„Kriegsgefangener sey."

Den von den Franzosen so sehr verläum-

deten Königen ist es noch nicht eingefallen, sich eine Gerichtsbarkeit über Kriegsgefangene anzumaßen. Doch das Recht seine Gefangenen zu tödten gehört ja nur in das Cannibalisch-Französische Staats- und Völkerrecht.

Roset gestehet *), „daß, wenn ein unverletzbares Wesen ein Unding in der gesellschaftlichen Ordnung ist, (welches er vielleicht nur gezwungen bejahet,) „man nicht „den Unverletzbaren, sondern jene strafen „müsse, die ihm dieses Vorrecht gegeben „haben," (das heißt, die ganze Französische Nation.) „Machen wir uns nicht selbst einen blauen Dunst vor die Augen," fährt er fort, „wir sind in dieser Sache zugleich Partey und Richter." Er gestehet, daß Ludwig auf einige von seinen Vorfahren ausgeübte Rechte schon bey seiner Thronbesteigung Verzicht gethan, auf seinen Domänen die Leibeigenschaft abge-

*) Moniteur 16. Novemb.

stellt und in seinen Rath Männer gerufen habe, welche die öffentliche Meinung, sey es nun durch wahre oder Scheinverdienste, für sich gehabt haben. Er widerlegt hierauf einige Sophismen des Ausschusses, und behauptet mit nur gar zu vielem Rechte: „der „König habe ohnehin eine härtere Strafe erlitten, als womit ihn die Constitution bedrohet hatte" *).

Gregoire fängt seine Rede von — sich selbst an. „Ich hatte die Ehre vor 16 Monathen „in der nicht zahlreichen Classe der Patrioten „zu glänzen, welche wider den Haufen „Räuber rang, woraus die constituirende „National-Versammlung bestand."

Wenn die jetzigen Repräsentanten so von ihren Vorfahren reden, was werden erst ihre Nachfolger von ihnen sagen?

*) Moniteur 17. Novemb.

Gregoire bringt keine neue Gründe, wohl aber neue Beschimpfungen vor. Eine Stelle muß ich meinen Lesern doch vorlegen; sie ist gar zu merkwürdig.

„Wir hatten eine Constitution, zwar ei„ne verabscheuungswürdige; aber „sie bestand. Das Volk hatte sie durch sein „Stillschweigen, ja sogar durch bürgerli„che Feste gut geheißen; so groß war die „Unwissenheit und der Irrthum „des großen Haufens!"

Hat man je etwas Bitterers gegen die Democratie gesagt, als dieser brühwarme Democrat selbst vorbringt? Der größte Theil der ersten Volksrepräsentanten waren Räuber (Brigands), das Volk selbst in Irrthum und Unwissenheit gab sich eine verabscheuungswürdige Constitution. Was läßt sich also von diesem Volke und seinen Repräsentanten erwarten, da sie erst neuerlich eine öffentliche Probe ihrer Unwissenheit und Raubsucht gegeben haben.

Digitized by Google

Man halte diese Äußerung mit der des Ausschusses zusammen, worin behauptet wird, daß ein Volk und seine Repräsentanten weder ihren eigenen Vortheil je mißkennen, noch von Leidenschaft sich können hinreißen lassen.

Serre stellet keine neue Beweise, wohl aber den Satz auf *): „der König sey gar „kein Repräsentant des Volkes, folglich ge„ringer gewesen als jedes Mitglied der „National-Versammlung." Ich würde mich in den Augen meiner Leser herab setzen, wenn ich solchen Unsinn widerlegen wollte; ich füge also nichts bey, als daß man ungeachtet aller Gegengründe den 4. December decretirt habe: „der König werde ge„richtet werden, und zwar von dem Natio„nal-Convente."

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

*) Moniteur 30. Novemb.

Über das Kunstgefühl.

Im allgemeinen Sprachgebrauche heißt Kunstgefühl die wahre lebhafte Empfindung des Schönen, mit der die bildende Hand des Künstlers dem rohen Stoffe Form und Leben giebt, oder auch der liebliche Wiederschein dieser Empfindung in der Seele des Kenners und Liebhabers der Kunst. Alle bildende Künstler, vom Mahler bis auf den Tanzmeister herab, thun sich auf dieses ehrenvolle Unterscheidungszeichen, das sie aus der Classe der mechanischen Handwerker ausheben, nicht wenig zu gut. Ich kenne und schätze ihre Verdienste; aber die Vorliebe, die mich selbst zu diesen schönen Formen hinzieht, soll mich nicht die weniger reizvolle, aber immer schätzbare und dem menschlichen Leben äußerst wichtige Arbeit des Handwerkers schief beurtheilen machen. Haben jene, die so sehr auf Worte halten, daß sie das

Kunstgefühl bloß im Fache der Künste gelten lassen wollen, auch bedacht, daß mancher von ihnen so sehr verachtete Handwerker Kunststücke in seinem Fache verfertige, deren sich selbst der bildende Künstler nicht schämen dürfte? Oder muß ich sie an jene ziemlich häufigen Stümper im Kunstfache erinnern, die selbst im Auge ihrer Mitgenossen zum ungeschicktesten Handwerker herab sinken? Die Linie, welche die Künste von den Gewerben scheidet, mag meines Erachtens wohl so straff und auszeichnend nicht seyn, als sie der Eigendünkel und die Unwissenheit früherer Jahrhunderte angiebt, in denen man alles Machwerk und seinen Verfertiger nach der Ordnung der Zünfte und des Meisterrechtes beurtheilte. Wenn man der Sache, die aus der Hand des Handwerkers hervor geht, Schönheit, im strengsten Verstande genommen, nicht absprechen kann, mit welchem Rechte versagt man dem Verfertiger selbst dieß Schönheitsgefühl? — Ungewöhnlich, aber nicht unrichtig wird es seyn, wenn wir von dem Kunstgefühle des Schlössers oder Schnei-

ders sprechen; das Lächerliche liegt wohl nur in dem Abstande, den man sich zwischen einer freyen Kunst und einem Handwerke denkt, ohne zu überlegen, daß es im Fache der Künste nicht geringere Abstufungen der Schönheit und folglich auch des Schönheitsgefühls gebe. Wie könnte sich sonst die Tanzkunst, ich sage, die Musik selbst, der Bildhauerey und Mahlerey zugesellen dürfen? Nie können die erstern edle große Gefühle erwecken, und edle große Thaten hervor gehen machen, wie sie die Geschichte der Mahlerey und Bildhauerey in ihren Jahrbüchern aufweiset*). Daß ich hier den Erfolg großer Handlungen zum Maßstabe der Schönheit bey den bildenden Künsten annehme, werden mir nur jene übel deuten, welche ihnen nur den äußerst kleinen Wirkungskreis des Vergnügens zugestehen wollen. — Wie es aber so mancherley Dunkel und Licht und Farbenmischung der Schönheit giebt, so vielerley Nüancen des Schönheitsge-

*) Man sehe die Nachrede des Herausgebers.

fühls haben wir auch. Dem Schlösser, dem Schneider werden die feinen Empfindungen eines Phidias oder Apelles immer unbekannt bleiben, aber daß jenes Schloß, das von keinem Nachschlüssel eröffnet werden kann, auch ein feines äußeres Ansehen habe, oder daß das Kleid besonders gut zugeschnitten, schön in Falten gelegt, fein und dauerhaft genähet sey, das sieht, das fühlt der Meister seiner Kunst. So oft ich dieß Stückchen ansehe, lacht mein Herz, sagte einst ein Handwerksmann, als er mir seine Arbeit brachte.—Ist nicht dieß der dem Natursohne eigene Ausdruck der Freude, des innern Zufriedenseyns mit sich, der Empfindungen der Stärke und der Anmuth des Werkes, (S. Dalberg Grundsz. d. Ästh.) kurz des Schönheitsgefühls? Freylich sprach ich nicht, fühlte nicht wie er; denn mir war die Zeit und die Mühe, die er darauf verwendet haben mochte, und auch die übrigen guten Eigenschaften, als Laien in dieser Kunst, unbekannt. Aber es that doch auf mich die Wirkung, welche, wie ich glaube

jede treffliche Handarbeit hervor bringen muß; es vermehrte meine Zufriedenheit mit dem Werke und die Achtung für den geschickten und nützlichen Bürger. Dieß Gefühl, das in einem Lande, wo die Gewerbe noch fast in der Wiege liegen, nur bey wenigen feiner fühlenden Seelen sich äußert, ist allgemein in England verbreitet, wo die Künste und Gewerbe auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit stehen. Dort arbeiten die Handwerksleute so, daß sie mit sich selbst zufrieden sind, spricht die allgemeine Sage Europens, und dieses Bestreben nach Selbstzufriedenheit ist sicher der schönste Beweis ihres Kunstgefühls.

Diese Empfindungen der Schönheit sind bey einzelnen Menschen eben so mannigfaltig als ihre Gesichtsbildung, aber wie man bey den Völkern einen Nationalgeist antrifft, so giebt es auch, möchte ich sagen, ein National-Kunstgefühl. Irre ich, wenn ich das Kunstgefühl, obschon es in einer fremden Gestalt erscheint, noch immer für eine wohl-

thätige Äußerung des Geistes halte, der sich von der ernsthaftesten und abstractesten Wissenschaft bis auf die geringste Handarbeit verbreitet. Wenn in der Englischen Litteratur die Stärke, die Solidität, die Wahrheit der Gedanken, und der runde, würdevolle, flitterlose Styl meine Aufmerksamkeit und Bewunderung erreget; so glaube ich nicht undeutliche Spuren dieses Nationalgeistes in jeder Uhr—ja, ist es mir erlaubt zu sagen—in jedem Stiefelschafte wieder zu finden. Der Englische Handwerksmann, wie der Schriftsteller, erkennt keine andern Schönheiten seines Werkes als Nutzbarkeit und Dauer. Daher bleibt der Uhrmacher, unbekümmert, ob Paris und Genf sie bald groß oder klein, bald hoch oder nieder, rund oder eckig modle, immer bey seiner alten Form, weil er überzeugt ist, daß nur in der schon angenommenen das Werk gut und dauerhaft seyn könne. Der allgemeine als wahr erkannte Ausspruch, daß die Englischen Uhren wenigstens noch ein Mahl so lange dauern als die Französischen, macht meines Erach-

tens eben so viel Ehre ihrer Kunst als ihrer Denkungsart. So erfüllen die schweren knotigen Stöcke, die in den Händen unserer jungen Herrchen, Trotz der runden Haare und der die Wade bedeckenden Beinkleider, ziemlich bunt aussehen, zu London ganz ihre Bestimmung, wo man sie zur Vertheidigung trägt, wie wirklich einer meiner Freunde, der verflossenes Jahr unfern der Börse zur Nachtszeit angegriffen ward, einem solchen Spazierstocke das Leben verdanket. Ganz anders verhält und äußert sich der Geist des Frankreichers. Wie in seinen Schritten, so auch in den geringsten Kleidungsstücken, herrscht gefällige Außenseite, Eleganz, doch gewöhnlich mehr äußere Schönheit als innerer Werth. Selbst einige schwache Spuren des Geistes, der sich mit Mühe aus der dicken Körpermasse des Holländers hervor drängt—Ordnung, Sparsamkeit und Reinlichkeit sind in ihren Häusern, in ihren Fabriken, an den feinen Tüchern und den blendend weißen leinenen Zeugen noch sichtbar. Hätte man in manchem Staate erwogen,

daß dieß Kunstgefühl nur eine Äußerung des Nationalgeistes in einer andern Sphäre sey; so würde man sich die vergebliche, mit manchen schlimmen Folgen verknüpfte Mühe ersparet haben, ein neues Kunstgefühl nach eigener Willkür zu erschaffen, oder was das Nähmliche ist, man würde sich nicht bestrebet haben, jede Fabrik, jede Handarbeit, die nur einiges Geldeinkommen verschaffet, ohne Rücksicht auf den Nationalgeist einzuführen. Daher kommt ganz gewiß, was wir so oft andern äußern Nebenumständen zuzuschreiben pflegen, daß gewisse Fabriken bey aller Unterstützung und dem größten Fleiße des Unternehmers doch nie einen guten Fortgang gewinnen können. Der Franzose thut es in den Putzwaaren, wozu der feinste Geschmack erfordert wird, allen Nationen zuvor, und der Engländer wird seinen Ruhm in Waaren, die sich besonders durch Solidität und Dauer empfehlen, so lange behaupten, als er sein tiefes Nachdenken, sein feines Gefühl für Rechtschaffenheit, und seine unerschütterliche Liebe für das Wahre und Gute erhalten wird.

Die Frage, ob man der Nation ein neues Kunstgefühl geben könne, liegt außer dem Kreise meiner Untersuchung; nur wie das schon vorhandene, auf dem Nationalgeiste beruhende Kunstgefühl verfeinert werden könne, bleibt uns noch in Kürze zu behandeln übrig. Freyheit und Aufklärung, diese zwey mächtigen Triebfedern des Denkens, Empfindens und Handelns sind die Hülfsmittel, welche dem Staatsmanne zu Gebothe stehen, und von denen er die Erreichung seiner Wünsche mit Zuversicht erwarten darf. Frey arbeite der Künstler und der Handwerksmann was und wo er will. Geschicklichkeit allein gebe das Meisterrecht, nicht die verdorrte Hand einer Wittwe, oder die als Maschine in der Werkstätte zugebrachten Jahre. Laßt einen Zimmermann das Bild Friedrichs des Großen mahlen, wenn sein Pinsel dem des Raphael gleichet. Die Nachwelt wird doch immer bewundernd davor stehen bleiben, und auch den Zimmermann einen großen Mahler heißen. Er arbeite, wo er will, wo es ihn freut. Jede Pflanze hat

ihre eigene Erde, in der sie am besten fort kommt. Manche Wurzel gedeiht oft nicht in dem besten Boden, und wuchert in dem schlechtern. Warum will der Mensch den Menschen bemeistern, und ihm das Plätzchen anweisen, auf dem er wachsen und gedeihen soll, da die Natur diese Auswahl jedem Thiere, jeder Pflanze überläßt? Es ist ein Eingriff in die Rechte des immer empor strebenden Geistes, den Handwerksmann in den kleinen Kreis seiner maschinenmäßigen Handlungen einzuengen, und der Schade, der hieraus dem Staate in Rücksicht der Gewerbe erwächst, ist unermeßlich. Wer wagt es, in der Kette der Wissenschaften, wo ein Glied in das andere unmerkbar greift, und oft nur mit Zerrüttung des Ganzen getrennet werden kann, die Summe der dem Handwerksstande nothwendigen Kenntnisse zu bestimmen? Das Bestreben des Staatsmannes gehe also einzig dahin, den Handwerker richtig denken und fein fühlen zu lehren; denn Handarbeit ist sichtbarer Abdruck des mensch-

lichen Geistes *). Wie wohlthätig wird das Gefühl des Wahren und Schönen selbst dem Staate, da es ruhige und zufriedene Bürger machet, die einzige Grundfeste der Staaten. Und endlich, lieber Künstler oder Handwerksmann, wie sehr wünsche ich dir dieß Kunstgefühl, ohne das du nie glücklich seyn kannst; denn es ist oft — ich sage es mit Wehmuth — dein einziger Lohn. — —

*) Wenn ich die das Auge beleidigenden und auf die zarte Vorstellungskraft der Kinder gewiß nachtheilig wirkenden so genannten Nürnberger Spielwaaren sehe, so tröstet mich nur noch einzig der Gedanke, daß endlich in Sachsen, wo ein gewisser Kaufmann dieses Spielzeug nach einem genauen Maßstabe verfertigt, vielleicht für ganz Deutschland der Tag zu dämmern anfange.

Nachrede des Herausgebers.

Der Herr Verfasser wird es mir verzeihen, wenn ich ihn hier mit einer den Wissenschaften so nützlichen Offenherzigkeit geradezu widerspreche. Die Musik wirket nicht nur allgemeiner, sondern auch stärker auf die Gemüther der Menschen, selbst der rohesten, welche für Mahlerey und Bildhauerkunst wenig oder gar kein Gefühl haben. Daher hat die Fabel den Orpheus nicht als einen Mahler, sondern als einen Sänger dargestellt. Die meisten Wilden haben eine Art Musik, die wenigsten einen Begriff von Mahlerey und Bildhauerkunst. Kein Wunder, da

selbst die physische Wirkung der Ersten so groß und ihr Einfluß auf das ganze Nervensystem, folglich auch auf die Gesundheit, so mächtig ist! Auch hat man ihn von Sauls Zeiten bis auf die unsrigen nie verkannt oder bestritten. Cicero führt de Legibus II. 15. Plato's Meinung an, „daß man ohne eine Veränderung in den Staatsgesetzen die Art der Musik nicht verändern könne." Quinctilian erzählt von dem Pythagoras Inst. Orat. I., er habe rasende Jünglinge, die in einem ehrbaren Hause Gewalt verüben wollten, dadurch zur Ruhe gebracht, daß er der Flötenspielerinn befohlen, eine andere Melodie anzustimmen. Auch Chrysipp wies den Säugammen einen eigenen Gesang an. Fast alle Nationen, gebildete so wohl als wilde, haben ihre Kriegsmusik. Wir sehr schätzte Äneas seinen Trompeter Misen, der vor allen geschickt war, durch die Töne seines Erzes die Krieger in Bewegung zu setzen und den Streit zu entflammen.

— — — — — — — — — quo non praestantior alter
Aere ciere viros Martemque accendere cantu.
AEN. VI. v. 164.

Es wäre sehr leicht Citationen zu häufen; doch wozu? Wer etwas sehr Angenehmes und Gründliches über diesen Gegenstand lesen will, dem empfehle ich nebst Herders Abhandlung „Browns Betrachtung über die Poesie und Musik übersetzt von Eschenburg."

Was die Tanzkunst, wenigstens die theatralische, betrifft, so ist sie gewöhnlich mit der Pantomime verknüpft. Wer je ein tragisches Ballett von Noverre gesehen hat, (welches Vergnügen dem Hrn. Verfasser wohl nicht muß zu Theil geworden seyn,) den wird sein Herz von der Gewalt dieser drey vereinigten Künste lebhaft überzeugt haben. Auch die Thorheit kann in Balletten lächerlich gemacht, auch verschiedene Charactere können dargestellt werden, wie Hr. Muzzarelli in der gedemüthigten Eigensinnigen

mit vielem Glücke gethan hat. Ein Zweytanz iſt oft eine ſehr feine Liebeserklärung, und ich habe manchen geſehen, der ſich mit der ſchönen Horaziſchen Ode: Donec gratus eram tibi, meſſen konnte.

Daß alſo auch die Tanzkunſt, wenigſtens vereinigt mit der Pantomime, zu großen Handlungen wecken könne, ſcheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Doch muß der Hr. Verfaſſer den Erfolg großer Handlungen nicht zum erſten Endzwecke der bildenden Künſte, oder, wie er ſich etwas unrichtig ausdrückt, zum Maßſtabe der Schönheit hierbey annehmen. Es iſt wahr, auch große Handlungen hervor zu bringen liegt nicht außer ihrem Gebiethe, aber ihre Hauptbeſtimmung iſt es nicht. Dieſe iſt eher uns ſanfter, beſſer, menſchlicher zu machen. Man vergönne mir vier Verſe hierüber anzuführen, worin Bliomberis die Wirkung der Dichtkunſt ſchildert, die aber auf alle bildenden Künſte paſſen.

Die Dichtkunſt wird mein ſüßer Zeitvertreib:
Sie macht Trotz Jagd und Kampf doch meine Sitten milde,
Sie ſchleift das Rauhe weg, beſänftiget das Wilde,
Und thut an mir ſo wie ein edles Weib.

Dieſe Verſe ſind nur eine Erweiterung des Ovidianiſchen Satzes.

— Ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

DE PONTO. II. 9.

Über die Wanderungen der Tyroler.

Um sich einen vollständigen Begriff von der Betriebsamkeit des Tyrolers zu verschaffen, ist es nicht genug, bloß die vor Augen zu haben, welche sich bey der Bearbeitung seines vaterländischen Bodens äußert, und seine einheimischen Fabriken und Manufacturen in Bewegung setzt, sondern man muß auch auf jene Rücksicht nehmen, welche den Tyroler weit außer die Grenzen seines eigentlichen Vaterlandes über Länder und Meere führt, und in fremden Zonen beseelt. Nur die letztere einiger Maßen zu schildern ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Die Ursachen, welche die Reisen der Tyroler ins Ausland veranlassen, werden jedem forschenden Leser schon dann einleuchten, wenn er sich auch nur auf folgende Art in die Verhältnisse hinein denkt, in denen sich die

Digitized by Google

Bewohner der gefürsteten Grafschaft Tyrol befinden. Ein nahmhafter Theil der Tyrolischen Berge ist so abgestürzt und kahl, daß der Tyroler sich nicht gereuen lassen darf, die Erde aus den Thälern zu wiederhohlten Mahlen auf selbe zu tragen; wo aber auch Erdreich vorhanden ist, da ist es öfters so schlecht, daß er viele hundert Zentner Dünger in Rückenkörben auf seine Berggüter schleppt, daß er durch stundenlange selbst über Felsenmassen gehauene Kanäle Quellwasser hinleitet, um nur dem Boden hinlänglich Feuchtigkeit und Alkali zu verschaffen. Hat der Tyrolische Bergbewohner auch nichts an seinen Händen ermangeln lassen, um die Erde zurecht zu bringen, so findet er doch wieder neue Hindernisse in der kalten Atmosphäre seiner hohen Region, welche den keimenden Samen nicht zur Reife gedeihen läßt; und dann wie oft werden nicht bereits fruchttragende Äcker so wohl auf den Bergen vermittelst der reißenden Geschwindigkeit der Bäche mit einer mehrere Schuh hohen Ladung von Ästen, Wurzeln, Sand, Gesteine, Felsenstücken überworfen

und zerdrückt, als in den Thälern durch die angehäufte Wassermenge der vielen Flüsse verwüstet und abgerissen. Glückt es endlich dem Tyroler auch seine Mayskolben unversehrt unter das väterliche Obdach zu bringen, wie vieles hat er nicht von den in seinem Gebirgsstocke so gar nicht seltenen Feuerschäden zu befürchten. Nun den allen diesen empfindlichen Stößen auszuweichen, welche in mehreren Bezirken seines Vaterlandes auf den Tyroler von Erde, Luft, Wasser und Feuer, mit einem Worte von allen Elementen, abwechselnd zudringen, muß ihn schon gewisser Maßen thierischer Instinct leiten. Erwägt man jetzt noch die selbst im Verhältnisse zur künstlichen Fruchtbarkeit des Landes zu große Bevölkerung, welche den Tyroler sammt Weib und Kinder auf den höchsten unwirthbarsten Klippen Ansiedlungsplätze zu suchen zwingt; bringt man ferner den jeder Menschenseele eingepflanzten, bey dem Tyroler aber durch mannigfache Unfälle vorzüglich gereizten Trieb nach größerem Glücke mit in billigen Anschlag: so kann man

wirklich keinen Augenblick länger über die Gründe der Reisen der Tyroler in fremde Länder verlegen seyn.

Nach diesen vorläufigen Betrachtungen über die Entstehung der Wanderungssucht des Tyrolers, die, wie wir sahen, in der ihn umgebenden und in seiner eigenen Natur den zureichendsten Grund hat, gehe ich zur Beschreibung der Wanderungen selbst über, und fange sogleich, ohne meine Leser mit Ab- und Unterabtheilungen ängstigen zu wollen, mit den Bewohnern des wahrscheinlich höchsten Tyrolischen Bergthales Patznaun an. Die Patznauner gehen zu dreyfachen Beschäftigungen außer Landes, und zwar erstens zum Teiche reinigen nach Westphalen; dann gehen sie zweytens in Zügen zu 20 oder 30, die ein Häuer anführt, in die Sardinischen Provinzen Piemont und Savoyen, und nach Frankreich. So kenne ich selbst Männer aus dem in Patznaun gelegenen Dorfe Servaus, welche vor der unseligen Revolution in dem etwa 4 Französische Meilen von Lyon ent-

fernten Kupferbergwerke zu Chesei Bergknappendienste thaten. Ist aber bereits die Anzahl der Arbeiter in den Gruben vollzählig, so finden sie in Elsaß, Lothringen und der Normandie als Holzknechte einen dritten Verdienst, den ich etwas näher zu erklären schuldig bin. Es schließt nähmlich der graue Anführer einer solchen wandernden betriebsamen Horde mit einer der Französischen Städte einen Contract, vermöge dessen er sich verbindet, ihr gegen eine bestimmte Geldsumme aus einer derselben angehörigen Waldung ein gewisses Quantum Brennholz, z. B. 2000 Klafter, bis an die Ringmauern zu liefern: ein Contract, der eben noch nicht für Trägheit oder Unverstand solcher Städter beweisen kann; denn da die Tyroler in ihrem holzreichen Bergrücken alle mögliche Handgriffe kennen, das Holz mit möglichster Leichtigkeit und folglich in einer verhältnißmäßig kleinern Zeit zu fällen; da sie ferner aus ihrem Vaterlande die Geschicklichkeit mitbringen, sich mittelst der vorhandenen Flüsse oder Bäche eine minder

kostbare Wasserfracht einzuleiten: so kann auch aus diesen beyden Gründen ihr Geschäft um einen so billigen Preis übernommen werden, daß im Grunde keiner der contrahirenden Theile merklich verlieret, vielmehr beyde gewinnen. Wenigstens ist es in jedem Falle gewiß, daß sich schon mehrere Tyroler durch diesen ihnen selbst öfters in Deutschland zugemittelten Erwerbzweig merklich bereichert haben.

Ohne Vergleich größer und beträchtlicher als die Zahl der oben benannten Paßnauner ist jene der aus dem Gerichte Ehrenberg wandernden Tyroler. Man rechnet die Summe der alle Jahre im Frühlinge abreisenden Ehrenberger auf nicht weniger als sechzehn hundert Köpfe, welches freylich unglaublich scheint, bis man sich selbst überzeugt hat, daß z. B. nur aus der einzigen Pfarrey Tannheim alljährig 200 Seelen wenigstens durch 8 Monathe abwesend sind. Die oft 60 Mann starke Reisegesellschaft besteht aus Maurern, Zimmerleuten, Stuccadur-Arbeitern und

Baumeistern; letztere legten den Edelleuten im nördlichen und südlichen Frankreich oft die herrlichsten von ihnen selbst verfertigten Risse von Landhäusern und Prachtgebäuden vor, und ließen oft auf schönen über hundert Meilen von ihrem Gebirgslande entfernten Gefilden bloß durch die in ihrem Gefolge gewesenen Tyroler den Grund zu Pallästen legen, durch Tyroler die Verbindungen des Holzwerkes in denselben bewerkstelligen und durch Tyroler die figürlichen Verzierungen in und außerhalb denselben anbringen. Viele Säulen, Faßaden und Wände, die nicht durch das zügellose Unwesen der ça ira-Sänger in Graus und Moder verwandelt wurden, schimmern noch zur Stunde in den Palaien Französischer Vicomten, Marquisen u. s. w., von weißem oder auch anderfärbigem Gypsmarmor, den diese Ehrenberger so vorzüglich geschickt zu verfertigen, aufzutragen und zu poliren wissen. Eben so wurden viele geschmackvolle Ornamente von diesen Tyrolern in den katholischen Kirchen verschiedener eidgenossischen Cantone und Deut-

schen Reichsländer bloß aus freyer Hand und mit Hülfe ihres natürlichen Kunstgenies ausgebildet.

Gleichfalls als Maurer und Zimmerleute gehen jährlich einige Hundert aus den Tyliroschen Gerichten Landeck, Hertenberg und Naudersberg auf dem Rhein nach Holland, um dort beym Schiffs- und Werftebau gebraucht zu werden; im Jahre 1780 z. B. verdiente sich jeder dieser Leute zu Dorth und Rotterdam täglich 1 fl. bis 1 fl. 30 kr., und bekam noch zur Heimreise 6 Holländer Ducaten mit. Eben so halfen diese benannten Tyroler sammt jenen aus dem Viertel Eisnack dem unvergeßlichen Joseph, der ihre Dienste rühmlich anerkannte, die Festung Theresienstadt errichten, und an neuen Casernen in Belgrad bauen.

Auch aus dem wälschen Confinen-Kreise fahren häufig Tyroler auf der Etsch nach Verona, und landen von einer Küste des Adriatischen Meeres an der andern; meistens sind

es Maurer und Steinmetze, wovon die letztern nicht etwa bloß zum Steinsägen sich gebrauchen lassen, sondern wirklich die Geschicklichkeit besitzen, allerley Glieder der Baukunst aus Stein und Marmor ganz so, wie sie ihnen der Italiänische Architekt mit seinem Zirkel oder Lineal vorzeichnet, auszuhauen.

Dann schlendern noch mehrere Wälschtyroler aus dem unter der niedern Landeshoheit des Tyrolischen Diöcesanbischofs von Trient stehenden Val di Ledro, Val di Fieme u. s. w. als Seiler und Schuster in das Ferraresische, weil dort viel Hanfland ist; doch kehren sie wieder so bald als möglich zurück, um auf ihrem steinigen Grunde jenen Tobak zu bauen, der unter dem Nahmen Tyroler Tobak häufig von der gemeinen Volks-Classe in Wien geschnupft wird.

Eben diese Betriebsamkeit, die wir bereits durch mehrere Beyspiele an den Tyrolern erprobt haben, wird schon mit den ersten Jahren in das Mark der jungen Sprößlinge

verwebt. So bald der Bube im Oberinnthalischen Kreise laufen kann, so muß er sichs auch schon gefallen lassen, außer seinem Mutterorte Nahrung und Verdienst zu suchen. Man kann die Anzahl der Knaben, welche alljährig vom siebenten Jahre ihres Alters bis zum siebzehnten aus den Pfarreyen Delfs, Nasereit, Imst, Lermes, Reuti, Vils, Tannheim zum Pferde-, Kühe-, Schafe-, Ziegen-, Schweine- und Gänsehüthen nach Schwaben ziehen, zuverlässig auf 700 angeben. Wer sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen will, der besuche nur die Bauernwirthschaften von dem Schwäbischen Städtchen Füessen längst der Straße bis nach Augsburg, und er wird finden, daß die meisten Güterbesitzer einen Tyroler Burschen haben, der für die Pflege der ihm anvertrauten Herde nicht anders, als wär' er der einzige Sohn und Erbe des Hauses, treuherzig wacht und besorgt ist. Die meisten dieser guten Kinder sammeln sich zur Marktzeit in der Reichsstadt Kempten, wo sie den Bauern unter den leidentlichsten Bedingun-

Digitized by Google

gen zu Gebothe stehen; sie folgen dann ihrem Herrn in das fürstlich Kemptische, in das gräflich Königseck-Rothenfelsische und in das reichsstädtisch Isnische und Kaufbayrische Gebieth, in welchem bekanntlich die wegen ihrer guten Weide berühmten Algäuschen Alpen großen Theils liegen *). Öfters, wenn ich nach gerade durch das Algäu fuhr, sah ich nicht ohne heimliche Freude solche hirtende Tyroler Knaben, gleich Nordamerikanischen Wilden mit Strohmänteln behangen, die weitläuftige Wiese um ihres Viehes Zucht und Ordnung willen barfuß durchlaufen. Um Martini kommen sie gewöhnlich

*) Ich sage: großen Theils liegen; denn unstreitig gehören noch zum Algäu die Vorarlbergischen Gerichte Gränenbach, Heimenkirch, Altenburg und Köhlhof, welche in den neuesten Geographien gar nicht einmahl genannt werden, obschon sie dieß in zwiefacher Rücksicht verdienten: erstens wegen der sehr beträchtlichen Menge Viehes, das die Schweizer hier aufkaufen; zweytens wegen der mehrern tausend Strohhüte, die aus diesem Österreichischen Algäu nach Schwaben und in das Schweizerland verkauft werden.

Ö. M. 1793. März. R

wieder in ihre schroffige Heimath zurück, munter und fröhlich wie junge Schwalben, welche am kalten Abend mit kühnern Flügeln ihrem Neste zuflattern. Jeder bringt drey, höchstens fünf Gulden in seinem durch den ganzen Weg unberührten ledernen Beutel, (denn am Wege kauter ungekauftes Brot,) ferners einen neuen Zwilchkittel und andere kleinere Kleidungsstücke mit sich.

Doch wir wollen zu den Wanderungen der erwachsenen Tyroler wieder zurück kehren, und uns an ihrem erfinderischen Handelsgeiste weiden. Ich führe hier zuerst die Mineralienhändler an. Es sind meistens Landleute aus Uderns, Ried und andern Tyrolischen Ortschaften des Zillerthales. Sie sammeln sich Turmaline, Strahlenschörl, seltene Unterarten des gemeinen Granits, Krystalle, Marmorstücke von mehr als hundertfachen Abänderungen, und handeln dann mit diesen Stufen in Augsburg, München, oder bringen sie wohl gar ihren Gönnern in die Kaiser-Residenzstadt.

Digitized by Google

Wichtiger sind jene Tyroler Bauern um Seefeld und im Achenthale, die einen schwarzen phlogistischen Kalkstein benutzen, indem sie aus dem selben das so genannte Dirschenöhl brennen. Alle Jahre gehen welche mit diesem Öhle ins Marchfeld, nach Ungarn u. s. w., wegen der durchgehends anerkannten guten Dienste desselben bey Pferde- und Hornviehseuchen; selbst nach Konstantinopel erstrecken sie ihren Steinöhlhandel, weil dieß die Türken unter die Präservativmittel gegen die Pest rechnen.

Eben so giebt es Männer in dem Gerichte Stubay, in Vulpnes, Neustift u. s. f., die sich nebst dem Ackerbau auch auf den Handel mit Geräthen verlegen, die sie aus Eisen und Messing verfertigen, als da sind, Pfannen, Biegeleisen, Messer. Sie finden ihren stärksten Absatz in Ungarn. So sind erst in der Jubilatemesse des 1792. Jahres drey Compagnien, jede aus zehn Stubayern bestehend, auf Wiener Postschiffen nach Pest und Ofen gefahren.

Gleichfalls aus dem Schwatzer Kreise und zwar aus den Gerichten Rothenburg und Rettenberg sind jene Bauern, die sich das Studium der Gewächskunde zur angenehmsten Beschäftigung ihrer Mußestunden machen, und die sich auch im Auslande unter dem Nahmen botanischer Collectanten nicht wenig bekannt machten. Ich erinnere mich, daß sie mit ihren Tragen, in welchen eigene Behältnisse für Kräutertafeln, Holzarten in Stücken, Samen und Kapseln angebracht sind, durch die Schweiz und Straßburg zur patriotischen Agricultur-Societät nach Kehl reisten. So führen auch Landleute aus dem zum Schwatzer Kreise gehörigen Theile des Wippthales eigene Tabulette außer Landes mit sich, in denen sehr niedlich gerollte, mit so genannten Gemskräutern gefüllte und petschierte Papiere unter der Aufschrift: Lungenthee, Gallthee u. s. w. an einander gedrängt liegen. So ein Paket biethen sie in den Kaffeehäusern zu Wien um zwölf Kreuzer, einen weißen Tiegel aber, in welchen ähnliche Kräuter eingesotten sind, um den

leichten Preis von etwa siebzehn Kreuzern. Auch werden verschiedene Officinen der k. k. Staaten von diesen Tyrolern mit auf ihren Alpen gesammelten Medicinalpflanzen versehen.

Ungleich mehr Menschen im Schwatzer Kreise giebt der Handel mit aus verschiedenen Theilen der Vegetabilien gezogenen Öhlen beträchtlichen Verdienst; sie sind meistens aus dem österreichischen Antheile des Zillerthales zu Hause. Hierher gehören die Gebrüder Sebastian und Niklas Hauser in der Hofmark Stum, der Bauer Stangl in Uderns, sammt andern mehrern in der Wurzel- und Kräuterkunde von einer löblichen medicinischen Facultät in Innspruck geprüften Landleuten. Sie besitzen in ihren Dörfern eigene feuersichere Laboratorien, pflanzen in ihren Bauerngärten eigends verschiedene Gewächse, als den Lavendel, den Rosmarin, um aus ihren Blumen und Blumenkelchen das Lavendel- und Rosmarinöhl destilliren zu können; eben so benützen sie die ganze Flora

ihrer Gegend, und gewinnen z. B. aus der häufig im Ziller- und dem zu nächst gelegenen Brixenthale wachsende Salbey *) das Salbeyöhl, aus dem Wachholderstrauche das Kronawetöhl (Sanderak), aus der Weißtanne das Tannzapfenöhl, aus der Lerche den Venetianischen Terpentin, aus der Rothtanne das Kiehnöhl, ohne noch anderer Öhle und Harze zu gedenken. Einige hundert Knechte werden von diesen Chemikern auf Gerathewohl in die weite Welt mit Öhlgefäßen geschickt. Gewöhnlich nimmt die eine Hälfte den Weg in das H. R. Reich, die andere aber geht auf dem Inn hinab in die übrigen Österreichischen Provinzen. Man bedienet sich ihrer Öhle in Nieder-Österreich und Mähren bey Krankheiten des Viehes, ferner bey offenen Wunden der Menschen; deßhalb haben auch diese Tyrolischen Öhltrager eben keine

*) Es ist die Salvia glutinosa, welche in reichlicher Fülle von den Bergen und Hügeln dieser zwey genannten Thäler prangt. Im Brixenthal ist ein eigener Berg, der bald Sonnen-, bald Salbeyberg genannt wird.

Digitized by Google

üble Losung bey den Fiakern und Milchweibern im Neulerchen- und Neuschottenfelde zu Wien. Mit allen diesen benannten Unterinnthalischen Bauern muß man aber nicht jene unberufenen Quacksalber aus den Pustertha-lischen Gebirgswinkeln vermischen, welche mit ihren abgezogenen Wassern, Elixiren, Gemsenkugeln und Steinbockpülverchen die Bayrischen, Fränkischen und Schwäbischen Klöster durchzogen, und so manche leicht-gläubige Frau in Krain, Kärnthen und in der Schweiz zum unvorsichtigen Gebrauche überredeten; denn diesen wurde schon unter dem Gouvernement Sr. Excellenz des Gra-fen von Sauer ihr leidiges Gewerbe ein-gestellt.

So wie es Tyroler Bauern giebt, die na-türliche Producte des Pflanzen- und Mine-ralreiches zu kleinen Handlungsartikeln au-ßerhalb Landes benützen, eben so giebt es wieder welche, deren raffinirter Kopf sich Materialien aus dem Thierreiche zum Ge-genstande nicht geringer Unternehmungen

macht. Hierher gehören die wegen ihres sonderbaren und ausgebreiteten Handels berühmten Tyrolischen Kanarienhändler, die selbst in der obern Stadt von London auf dem schönen Platze Moorfields eine hohe von allen Seiten offene Vögelbude haben, und deren selbst Buffon in seiner Naturgeschichte der Singvögel erwähnt. Gegenwärtig mögen ihrer etwa in Imst und dem eine halbe Stunde davon entlegenen Dorfe Tarenz 22 an der Zahl seyn. Die eine Hälfte dieser Gesellschaft streckt gewöhnlich auf Gefahr eine gewisse Summe Geldes vor, die andere aber wandert mit eigends von ihr besoldeten Knechten, welche die Vogelkrippen zu tragen haben, von Hause weg. Ihre Reise geht vorerst nach Schwaben, und zwar nach Günzburg, Eslingen, Geislingen und Mühldorf zu Gärtnern und verschiedenen andern Personen, die mit großen Vogelhecken versehen sind, um die erhaltenen Kanarienbruten den alljährig sicher kommenden Tyrolern verkaufen zu können. Unglaublich ist es, welche Achtsamkeit dieser Transport von Vö-

geln erfordert. Diese Vogelhändler miethen daher auf ihren weitläuftigen Landreisen in den Gasthöfen eigene Zimmer, in denen sie mehrere tausend Kanarienvögel los lassen, indessen sie die Säuberung der Krippen und Tröge von Ungeziefer und Mieten besorgen; eben so aufmerksam müssen sie auf ihren Seereisen für reines Wasser und passendes Futter seyn. Obschon nun zwar eine zufällige Krankheit, ungeachtet aller Wartung, oft eine ganze mit 400 und mehr Kanarien angefüllte Krippe dahin rafft, obschon ferners diese Vögel um höchst geringe Preise in ihren Lagerörtern feil gebothen werden; so hat doch schon zu mehrern Mahlen einer der so genannten Ganzgewinnmacher sich nach Abzug aller Kosten seine 3 auch 600 Kaisergulden gemacht; ja es zahlte manche englische Dame diese lieben kleinen Sänger, mancher edle Russe eben dieselben sammt den von den Tyrolern in Holland gekauften Papageyen, mancher vornehme Muselmann gleichfalls wieder die bunten Kanarienvögel und die aus Tyrol selbst mitgebrachten Kernbei-

ßer und Krummschnäbel so gut, als die Tyrolischen Vogelhändler sich selbst kaum träumen ließen *).

*) Lächeln mußte ich über das gute Vorurtheil, welches selbst Englische Gelehrte des ersten Ranges zum Besten dieser Tyrolischen Vogelhändler nähren; so behauptet der Vice-Präsident der k. Soc. der Wiss., Hr. Barrington, in seinen Experiments on the singing of Birds von zwey Kanarienvögeln, die er unmittelbar aus den Kanarischen Inseln erhalten, habe keiner gesungen, die Englischen Kanarien sängen wie Heidelerchen, die Tyrolischen aber wie Nachtigallen; vorzüglich solle den letztern jener seelenerhebende Jug Philomelens, welchen die Engländer Jug nennen, meisterlich glücken. Die Hypothese, die diesen angeblichen Nachtigallen-Gesang der von den Tyrolern gebrachten Kanarienvögel erweisen soll, ist diese (s. den 63. Band der Phil. Trans. S. 261.): „Most of those Canary birds, which are imported from the Tyrol, have been educated by parents, the progenitor of which was instructed by a nightingal"; allein sie ist falsch; denn die meisten Kanarien werden weder aus Tyrol selbst, noch viel weniger aus Innsbruck gebracht. Doch hierin ward Barrington recht berichtet, wenn er sagt, daß ihr größter Absatz in Konstantinopel geschehe.

Digitized by Google

Die wahren Antipoden dieser so genannten Kanarienhändler aus Imst und Tarenz sind ihre armen Landsleute aus Plangroß. Sie besteigen gleich den Insulanern auf St. Kilda *) die höchsten Jöcher in der Runde, um einen Geyerhorst auszukundschaften. Hat es ihnen geglückt einen ausfündig zu machen, so wird gewöhnlich beym Mondesscheine, weil diese Raubvögel in tiefen Grotten senkrechter Felsen zu horsten pflegen, einer ihrer beherztern Brüder zu selben mittelst eines Strickes hinab gelassen. Bey dem ersten Schalle des Trillerpfeifchens stoßen die Alten unter fürchterlichem Geräusche aus der Höhlung, indessen werden von dem gegen ihre Krallen in Bärenhaut wohl verwahrten Plangrosser die wenigen ausgebrüteten Jungen nach Hause genommen, und in einem dunk-

*) Siehe M. Martin Voyage to St. Kilda, London 1749: ein kleines bereits in die Vergessenheit geschlaudertes Buch, welches uns ein gutmüthiges westlich von Schottland gelegenes Häuflein von 180—208 Menschen schildert, deren Reichthum und Ruhm mit der Reihe erhaschter Wildvögel zu- und abnimmt.

lern Gemache an vegetabilische Nahrung von Kürbiskörnern u. dergl. gewöhnt; oft glückt es wohl gar die durch älterliche Liebe an sie gezogenen alten Geyer zu fangen oder wenigstens zu schießen. Die Plangrosser reisen dann mit diesen in schwere Käffiche geschlossenen Jochgeyern, unter denen nicht selten selbst der berüchtigte Lämmergeyer (Steinadler) zur Schau gestellt wird, bis nach Neapel und Sicilien; eben so wandern sie fast alle Jahre auf die Frankfurter-Messen, wo sie auf der so genannten Fahrstraße häufigen Besuch erhalten. Sie führen gewöhnlich zugleich Eyer und Nester, getrocknete und ausgestopfte Raubvögel für Liebhaber der Ornithologie mit.

Ein anderes Thier, das wie der Geyer menschenscheu über Glatteis und beschneyte Schroffen hüpft, ist die Gemse, die aber den in seinen Wäldern zum Jäger gebornen Tyroler eben so wenig als der Geyer zu entfliehen vermag. Die Häute dieser Thiere, welche das so lieblich wärmende Sämischle-

der geben, werden meistens den Weißgärbern in Ratenberg und Brauneggen von den Tyrolischen Zillerthalern aus der Hofmark Stum, aus Ried, Rotholz u. s. w. abgekauft, von den Letztern nach Österreich und Ungarn gebracht, und zu langen und kurzen Beinkleidern verkauft. Einige Felle lassen diese Zillerthaler, die auch mit Hirsch- und Rehleder handeln, gewöhnlich in Wien zu Handschuhen zerschneiden. Diese gelben gemsledernen Waschhandschuhe werden von jedem, der Gefühl für Bequemlichkeiten des Lebens hat, geschätzt und gut bezahlt.

Noch lockt den Tyroler nebst dem Geyer und der Gemse in das höhere Gebirg ein so wohl durch seine süße Frucht als durch sein wohlriechendes Harz unter den Alpenbewohnern sehr bekannter Baum, der selbst in strenger Eiskälte ausdauert, und sich wegen seiner Härte von selber zu feinen Drechsler- und Schreinerarbeiten empfiehlt; es ist die Zirbelnußkiefer. Eben die zuletzt angegebene Eigenschaft hat vor beyläufig 80 Jah-

Digitized by Google

ren den ersten Grödner auf den Einfall gebracht, aus selbem Uhrgestelle, Christuskreuze, Heiligenbilder zu schnitzeln; bald aber wurde der Nachahmungsgeist unter dem eines Nebengewerbes zwischen seinen gräßlichen Kalkgebirgen bedürftigen Grödnervolke rege, bald dehnte sich ihr Handel bis nach Portugall sogar aus; und jetzt meißeln nicht etwa nur Männer aus Holz und dem unfern an der Klausen brechenden Alabaster Thiergruppen, Hogarthische Carricaturen, allegorische Figuren, als die Gerechtigkeit, die Fortuna u. s. f., sondern selbst die Weiber und Kinder der Thales Gröden sind die flinksten Bildhauer. Ein Theil der Grödner wandert gewöhnlich mit diesen künstlichen Holzwaaren in die Österreichischen und vereinigten Niederlande, und von da nach Ostindien; der andere aber geht in die Deutsch-Österreichischen und Russischen Staaten, in welchen letztern ihre kleine Bildhauerwaare vorzüglich guten Abgang findet.

Fast noch geschärfter ist die ästhetische Ur-

theilskraft der Einwohner von Tesino, deren oft nicht fünf während der Sommerszeit bey ihren Weibern bleiben. Ihre Beschäftigung ist das Ein- und Verkaufen alter und neuer Kupferstiche; und wirklich die meisten Bilderhändler, welche in allen zehn Kreisen Deutschlands gesehen werden, und die von Rom, Florenz und Mayland als ihrer Patria più amata, chè Pane sprechen, sind aus dieser Wälschtyrolischen Villa zu Hause, welches aber ihrem feinen Geschmacke nimmermehr etwas von dessen schätzbarem Werthe benehmen kann.

Ich führe hier bey Gelegenheit, da ich eben von Kunstwaaren spreche, auch die Mittewälder an, obschon ihr Dorf erst an der Grenze Tyrols liegt. Fast jeder in diesem betriebsamen Örtchen, selbst der Schmied Hornsteiner, arbeitet treffliche Violinen. Alljährig gehen einige Einwohner von Mittewald mit diesen Saiten-Instrumenten nach Polen, in welcher Republik bekanntlich vor dem Jahre 1791 selbst mehrere Woiwoden

und Staroſten ihre eigene Kapelle aus Liebhaberey für die Muſik hielten. Ihren einträglichſten Handel aber finden ſie mit alten Violinen und Violen, die ſie in Tyrol aufkaufen; vorzüglich ſuchen ſie ſich der von Jahr zu Jahr ſeltneren Stainer Geigen zu bemächtigen, für deren eine ſie in Warſchau, Petersburg, ja ſelbſt in Riga, hundert Kaiſerducaten zu bekommen wiſſen *).

Reicher als die wandernden Handelsleute aus Teſino und Mittewald, aber auch kar-

*) Die muſikaliſche Correſpondenz der Deutſchen philarmoniſchen Geſellſchaft zu Speyer liefert in ihrem trefflichen Wochenblatte, N. 22 als den 1. Jun. des 1791. Jahres, eine umſtändliche authentiſche Geſchichte einer Jakob Stainerischen Geige, welche dem im Königreiche Böhmen und auswärts berühmten Grafen Wenzel von Trautmannsdorf Kaiſer Karl VI. oberſten Geſtüttmeiſters auf 10024 Fl. Reichswährung zu ſtehen kam. Dieſes großen Mechanikers Vaterland iſt ein abgelegenes Tyroliſches Dörfchen, Arams genannt, das am Fuße des Haller Salzbergwerkes liegt; er lebte in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Digitized by Google

ger (weil sie wissen, welchen hohen Preis jeder Pfennig in ihrem höchst unfruchtbaren Thale hat,) sind die Bewohner des Lechthales, welche mit kleinen Spielereyen, als da sind die Nürnberger Quincaillerie-Waaren, ihren Handel bis nach Holland treiben, und selbst in Amsterdam, in Haag u. s. f. Buden aufschlagen. Oft sind die Lechthaler zwey Jahre nach einander vom Hause entfernt, ja fast wollt' ich behaupten, es sey kein einziger Greis, zumahl im Ober-Lechthale, der nicht wenigstens zehn Jahre während seiner ganzen Lebenszeit außer Tyrol zugebracht hätte. Daher kommt es, daß die Dörfer des Lechthales zur Zeit des Spätherbstes, in welcher auch die nach Maria Einsiedlen wallfahrtenden Lechthalerinnen abwesend sind, dem menschenfrohen Wanderer wie ausgestorben scheinen; daher kommt es ferner, daß, wenn man zu einer andern Jahrszeit, z. B. im Februar, sich in diese schaudervollen Klippen wagt, man oft in einem einsamen Felsenhäuschen unter der lodenen Bauerjacke (die der Lechthaler-Handelsmann wieder an-

zieht, so bald er in seinen Geburtsort kommt,) einen Mann von ungemeiner Geistesgegenwart und Menschenkenntniß nicht ohne Verwundern kennen lernt.

Ein noch frappanteres Phänomen muß es für Freunde der Geschichte der Menschheit seyn, wenn er hört, daß die Tyroler, dieses uraltväterlicher Sitte strenge anhängliche Bergvolk, bis in die neuesten Zeiten unter allen Bewohnern unserer weitläuftigen Monarchie mit den Waaren des Luxus und der Moden fast ausschließend handelten, ja daß sie sich den Galanteriehandel also zu eigen gemacht haben, daß noch heut zu Tage bey uns Galanteriehändler und Tyroler als synonimische Worte gebraucht werden. Wer in den Böhmischen Städten Pilsen, Bunzlau und Budweiß zu einer Galanteriebude will, geht den sichersten Weg, wenn er fragt, wo die Tyroler wohnen; selbst in Prag haben die meisten Häuser gleich ihren Hausjuden eigene Tyroler, die sicher ein oder zwey Mahl des Jahres mit Galanterie-

waaren sich anfragen. Viele dieser Waaren werden unstreitig selbst im Lande Tyrol verfertigt, so z. B. kaufen sie seidene Strümpfe und seidene Flöre in Rovereit, Sammt in Ala und Avio, Bänder und Dünntuch in Innsbruck; auch wird wohl der selige Osnabrückische Möser sich selbst persönlich überzeugt haben, wenn er schreibt *): „Die Tyroler arbeiten auf der Reise, und in jeder müßigen Stunde die Ohrringe, die Halsgeschmeide, die Bouquets, die Allongen und unzählige andere Dinge selbst, die sie verkaufen." Indessen sind mir doch auch Mehrere bekannt, die so manches, z. B. Tabatieren, Stahlknöpfe, außerhalb ihres Vater-

*) Siehe den ersten Theil seiner patriotischen Phantasien, Berlin bey Fr. Nikolai, Seite 40. Eben dieser würdige Mann bejahet von Seite 93—109 dieses I. Bandes aus sehr bemerkenswerthen Gründen die Frage, ob es gut sey, daß die Westphälischen Heuerleute jährlich nach Holland zum Grasmähen gehen. Ich empfehle die Lectüre dieses Aufsatzes einem jeden, der gemeingültige Sätze der politischen Schule zu allgemeingültigen Normalien in der Praxis erheben will.

landes einkaufen, und wieder theurer an eine dritte Hand absetzen. So kenne ich unter andern einen reichen Bauer, mit Nahmen Runz, aus der Petnay, (einem Dorfe des zwischen Bergjöchern liegenden Stanzerthales,) der alle Jahre die berühmten Brüßler Spitzen selbst in unsern Niederlanden hohlt, und zu Kolmar, Trier und Stuttgard wieder verkauft.

Ich schließe dieses kleine Verzeichniß mir bekannter aus ihrem Vaterlande wandernden Tyroler mit den Bauern aus Teferegggen, die meines Bedünkens am meisten in der Welt herum fahren, und die aus allem, selbst aus ihrem Witze, einen Handlungsartikel zu machen verstehen. Ihr bester Verdienst besteht erstens in dem Handel mit Obst, das sie nicht etwa in ihrem Thale, (denn dieses hat nicht einmahl Holzbirnen,) sondern größten Theils in den zwey Landgerichten Meran und Botzen kaufen. Alljährig bringen diese Teferegger mehrere hundert mit Maronen, Lazzarolen, Granat- und Rosma-

rinäpfeln, Quitten u. dergl. edlen Früchten gefüllte Kisten nach Wien, eben so tragen sie auch die köstlichsten Pfirsiche, Marschanzger u. s. f. in mehrere Reichsprälaturen. Zweytens handeln sie mit weißen oder perlenfarben Klapp- und Fingerhandschuhen nicht nur in den ansehnlichsten Häusern der Kaiserstadt, sondern geben sich wohl auch die Ehre, dieselben den Damen in den erbländischen Hauptstädten Brünn, Prag, Preßburg und Hermannstadt in eigener Person zu überbringen. Diese Handschuhe werden aber nicht in ihrem Bergthale, sondern in andern Orten des Lorenzer Kreises, als in Linz, Toblach, Inichen, dann auch in Innsbruck und Hall verfertigt, in welchen benannten Tyrolischen Ortschaften die Handschuhmacher sich vorzüglich gut auf die Kunst verstehen, ihren aus jungen Ziegenfellen bereiteten seidenhaften Handschuhen eine schöne Glasur und einen angenehmen Geruch zu geben. Endlich, und dieß ist ihr beträchtlichster Verschleiß, handeln die Teferegger drittens mit schafwollenen Teppichen, wel-

che aber eben so wenig als die Handschuhe in Tefereggen selbst, sondern meistens in den Pusterthalischen Dörfern Sanct Siegmund und Welsperg gewebt werden. Ein Theil dieser Teppiche wird wohl gar erst in der Reichsstadt Nördlingen gekauft; doch sind die Teppiche aus dem letztern Orte diesen Tyrolern immer um einen Gulden leichter feil, weil sie geringhältiger sind. Mit diesem Tyrolischen und Nördlingischen Producte handeln die Teferegger vornehmlich in Holland. Die Ursache des ungemeinen Absatzes daselbst ist die rühmlich bekannte Reinlichkeit dieser Nation, deren ärmere Glieder sogar ihre Tische, Betten oder Bettpulte mit Teppichen überzogen haben müssen. Es sind, wie ich höre, gegenwärtig fünf Compagnien, jede aus sechs bis zehn Tyroler Bauern bestehend, welche mit dieser Waare in den vereinigten Niederlanden hausiren. Ein Paar derjenigen, die nach Holland gehen, schifft auch gewöhnlich nach England hinüber. Der andere Weg, den die Teferegger einschlagen, ist auf dem Inn nach Linz, von dieser Hauptstadt ob der

Ens zieht der eine Theil nach Wien und Ungarn bis auf Großwardein und Temeswar ins Banat hinab; der andere aber führt seine Waare mit Landfracht nach Prag, und geht von hier durch Obersachsen nach Lüneburg, Hamburg und Lübeck; von dieser freyen Reichsstadt aber wird auf der Baltischen See nach Petersburg geschiffet *). Selbst die Russische Kaiserinn würdigt diese Teferegger, wie überhaupt alle Tyroler, ihrer Aufmerksamkeit und Gnade: sie hat, wie mich einer dieser Teferegger selbst versicherte, in Pausch seine Waare abgenommen; ja der Fußboden, auf welchem sie zwischen den Blumenbeeten

*) In der von unserm Landsmanne dem Russ. Kaiserl. Hofrathe Hermann i. J. 1790 heraus gegebenen statistischen Schilderung Rußlands sind auch unter andern bey der Tabelle der Einfuhr ausländischer Waaren nach Petersburg die eingeführen Teppiche von Schafwolle genannt; ihr Werth ward i. J. 1787 auf 10710 Rubel geschätzt, eben so jener der nach Petersburg gebrachten ausländischen Vögel i. J. 1788 auf 20863 Rubel. Zuverlässig haben die Tyroler an dem Gewinnste dieser beyden Handlungsartikel einigen Antheil gehabt.

Digitized by Google

ihrer Gärten lustwandelt, soll zum Theil mit Tyrolischen Decken belegt seyn. Noch beträchtlicher ist der Absatz dieser Teppiche in Nowogrod, Moskau und andern östlichen an Asien liegenden Statthalterschaften. Den Rückweg nehmen diese Teferegger durch Polen und Preußen; in der Ostpreußischen Stapelstadt Königsberg halten sie Rasttag, weil einige ihrer Landsleute dort beynahe auf die Art, wie die Grödner in Lissabon und die Mittewälder in Warschau, das Bürgerrecht genießen, und dann laufen sie wieder durch die Brandenburgischen und Österreichischen Staaten und das Salzburgische Erzstift gern in ihre Gebirgwinkel hinein. Vor ungefähr sieben Jahren war es, daß zwey Teferegger Bauern mit einem Hamburger Kauffahrdeyschiffe bis nach Amerika segelten; sie machten gute Losung, und brachten 5000 Gulden mit in ihre Heimath; indessen, da sie nur bey der Rückreise auf dem Meere durch neun Monathe verbleiben mußten, und folglich an der unerläßlichen Bearbeitung ihres vaterländischen Bodens gehindert

wurden; da sie ferner die mit großen Seereisen verbundene Gefahr kennen lernten, die nicht ihnen (denn Ströme und Stürme haben sie auch in ihrer Felsenbucht) *), sondern die ihren Waaren drohte: so hat seit jener Zeit keiner wieder eine Reise nach Westindien gewagt. So eben vernehme ich, daß einige Teferegger aus dem obern Walde wieder nach Spanien reisen, weil der auf Teppiche geschlagene hohe Zoll dort nachgelassen haben soll; auch wünschen jene, welche Französisch parliren, um ihres guten Vortheils willen nichts sehnlicher, als Ruhe und Ordnung in (dem durch kriegerische Hazardspiele mit den ehrwürdigsten Nahmen Menschheit und Menschlichkeit zerrütteten) Frankreich wieder hergestellt, welches jeder biedere Österreicher redlich mitwünscht. Wien den 5. Februar.

J. R. Rohrer.

*) And as a child, when scaring sounds molest,
Clings close and closer to the mother's breast,
So the loud torrent and the whirlwinds roar,
But bind him to his native mountains more.

Der

Frosch und der Krebs.

Der Wasserfrosch sprach einst zum Krebse:
Freund! Reisen bildet, wie man sagt,
Nicht selten auch die dümmsten Schöpse:
Drum laß uns reisen! Frisch gewagt!

Laß uns vom Sumpf zum Schloßteich wandern,
Der edle Frösch' und Krebse nährt,
Die vieles wissen, was wir andern
Gemeinen Tröpfe nie gehört!

Froh sprang der Frosch nun ans Gestade.
Der Krebs kroch nach, und so begab
Das Paar sich auf den Weg: doch Schade!
Die Wandrung lief nicht glücklich ab.

Der Frosch brach fern vom Ziel der Reise
Das Bein durch rasche Sprünge sich,
Indeß der Krebs nach seiner Weise
Statt vorwärts manchmahl rücklings schlich.

O Wahrheitsforscher! auf dem steilen
Fußpfade zu des Lichtes Höhn
Ist's unklug, sich zu übereilen,
Und schimpflich, plump zurück zu gehn.

J. F. Ratschky.

Digitized by Google

K. K. National-Theater.

Den 17. Februar trat Madame Klingmann, die Frau dieses trefflichen Schauspielers, in Jüngers Weiber-Complott in der Rolle der Peppi auf. Sie zeigte Einsicht, und spielte sehr richtig. Daß der Erfolg nicht so war, wie sie es wünschte, und alle Freunde ihres Mannes es ihr herzlich gegönnt hätten, daran ist ihr Äußerliches, ihr Organ und vorzüglich ihre so vielen unverständliche Mundart, mit unter auch die Rolle selbst Schuld. Sie ist zu lang, zu ermüdend, besonders für eine das erste Mahl auftretende Schauspielerinn.

Den 18. gab Hr. Muzzarelli im Theater nächst dem Kärnthner-Thore: „Isaak oder „das Opfer Abrahams, eine geistliche Vor„stellung in Gestalt eines pantomimischen „Ballettes."

Digitized by Google

So sonderbar als der Titel, so sonderbar ist die Idee, eine patriarchalische Geschichte zum Gegenstande eines Ballettes zu wählen. Andacht und Frömmigkeit gehören unter diejenigen Empfindungen, welche die Pantomime weniger als andere ausdrücken kann. Von einem Manne wie Hr. Muzzarelli durfte man freylich erwarten, daß er den Abraham und die Sara nicht mit in den Tanz verflechten, und alle groben Unschicklichkeiten vermeiden werde. Auch that er das, und veranstaltete die Erscheinung des Engels sehr schicklich und täuschend. Indessen ist doch dieses Ballett tief unter allen seinen andern, so wohl was die Erfindung als was die Ausführung und das Interesse betrifft.

Die Musik ist rührend, aber entlehnt. Die Arie aus Glucks Alceste: No! vi turbate, no! ist ganz heraus genommen, jedoch gut angebracht worden.

Digitized by Google

Berichtigungen.

Ich höre, daß in einer Broschüre, die mein gütiger Gönner, Hr. Prof. Hoffmann, gegen mich zu verfassen geruhete, ein Artikel aus der Bayreuther Zeitung angeführt werde, worin man von dem übeln Befinden meiner Monathsschrift Nachricht ertheilt, ja sogar in vorhinein von ihrem baldigen Tode Parte giebt. Man weiß aber, daß die Nachrichten der Zeitungsschreiber eben so unzuverlässig als die Prophezeyungen der Leibs- und Geistesärzte sind. Wie wohl oder wie schlecht sich die Österreichische Monathsschrift befinde, das müssen eigentlich die Leser entscheiden, und aus ihrer immer wachsenden Zahl sollte ich vermuthen, daß sich der (P. T.) hiesige Herr Correspondent geirret habe. Was aber ihren baldigen Hintritt betrifft, so ist er nicht zu besorgen. Vielmehr wird sie sicher fortleben. Noch hätte ich etwas

anders dem Hrn. Correspondenten in Unterthänigkeit zu Gemüthe zu führen. Er empfindet es sehr hoch, daß ich bereits gedruckte Gedichte wieder habe drucken lassen. So viel ich weiß, pflegen alle Journale fliegende Blätter aufzunehmen, und sie so über das Ort ihrer Geburt hinaus zu befördern oder aufzubewahren, wie mein gütiger Gönner, Herr Hoffmann, sich ausdrückt. Zudem habe ich nicht mehr als 4 bis 5 Bogen versprochen, und beyde Mahle mehr als 5 Bogen geliefert. Das erste Stück, wobey der Hr. Correspondent meint, ich hätte meine Pränumeranten—höflich zu sagen—bevortheilt, ist fast 5½ Bogen stark. Künftig soll jedes Stück 5 bis 6 Bogen enthalten.

Und so wären denn die Irrungen mit dem Herrn Correspondenten, der sich, seiner übrigen nicht bekannten Verdienste unbeschadet, hier eben als kein Muster des Atticismus und der Gerechtigkeit gezeigt hat, vollkommen und auf immer gehoben.

Digitized by Google

Doch ad vocem Gedrucktes wieder drucken muß ich mich abermahl an Sie wenden, mein gütiger Gönner, Hr. Prof. Hoffmann. Sie bewahren nicht nur Manifeste und Actenstücke auf, die wir schon in allen Zeitungen gelesen haben, sondern schreiben auch 22 Seiten aus dem Buche des Herrn Grafen von Kueffstein: Über den Werth von Grund und Boden wörtlich ab, und, was noch ärger ist, künden es in ihrer Zeitungsbeylage auf eine solche Art an, daß man vermuthen soll und muß, dieser würdige Cavalier habe Ihnen Beyträge geliefert. Das hat er aber nur in dem Sinne, als es einst der höchstselige Kaiser in Ansehung seiner Resolutionen und nun wieder die vereinigten Niederlande in Ansehung ihres Manifestes, das Sie gleichfalls aus mehrern Zeitungen nachgedruckt haben. In jedem andern Sinne aber hat er es nicht gethan und wird es nicht thun, wie ich mit moralischer Gewißheit behaupten darf.

Auch haben Sie, mein gütiger Gönner,

eine Ode aus mehrern öffentlichen Blättern nachgedruckt, die von Klopstock herrühren soll*). Sie enthält eine Entsagung des Französischen Bürgerrechtes. So sehr ich nun seine Entsagung wünsche und hoffe, so behaupte ich doch, daß diese Ode, wenigstens wie Sie dieselbe geliefert haben, von Klopstock nicht herrühren kann, und das wird jedermann behaupten, der die ersten Grundsätze der Prosodie und des Sylbenmaßes gelernt hat.

Und hiermit nehme ich von Ihnen, mein gütiger Gönner, gleichfalls—ich weiß nicht auf wie lange—feyerlich Abschied.

---

*) Das zweyte Heft der Wiener Zeitschrift enthält: 22 Seiten nachgedruckt aus dem Buche des Hrn. Grafen von Kueffstein, 7 Seiten Decret des Französischen National-Conventes, 9 Seiten Declaration der General-Staaten, 16 Seiten Manifest eben derselben, 2 Seiten Ode: Summa 56 Seiten Nachdruck salvo errore calculi, berechnet von einem Pränumeranten auf diese Zeitschrift.

Österreichische Monathsschrift.

April, 1793.

Unparteyische Prüfung einiger den Proceß und die Verurtheilung Ludwigs XVI. betreffende Fragen.

(Fortsetzung und Beschluß.)

II. Fielen im Processe selbst Ungesetzmäßigkeiten vor?

Ich habe es schon gesagt, daß ich bey dieser Abhandlung nichts anführe, als den Moniteur; aber gerade der zeigt die ganze Abscheulichkeit des N. C. weit mehr, als es eine noch so bittere Schrift thun könnte.

Was soll man von einer Versammlung halten, die unbefugt, ohne Auftrag, gegen alle Grundsätze der Gerechtigkeit und Staatsverfassung sich das Richteramt anmaßet?

Ich habe gezeigt, daß der N. C. als Vertreter der Nation nicht befugt war, den König zu richten, weil es die Nation selbst nicht war, da sie sogar in der Constitution seine Unverletzbarkeit anerkannt und bestätigt hatte. Doch wenn auch die Nation und durch sie der Convent befugt gewesen wären, den König zu richten, so hätte doch der Convent dieses Amt nimmermehr selbst ausüben müssen.

Hier führe ich die Gründe mehrerer Mitglieder an, die nicht widerlegt, kaum bestritten worden sind. Es ist sonnenklar, daß den Marats und Robespierres nur daran lag, daß der König bald geschlachtet werde. Das Urtheil der Welt und Nachwelt kümmerte sie nicht, nur das Gold des Grausamen, „der so gern ein Beutelschnei-

„der des Königreiches und der Regierung „seyn, die kostbare Krone aus dem Schranke „stehlen und sie in seinen Sack stecken „wollte."

Ich werde nun zeigen: 1) daß, wenn auch die Nation befugt gewesen wäre, den König zu richten; so hätte doch der N. C. dieses Richteramt nimmermehr selbst ausüben müssen. 2) Diese unbefugten Richter sind tumultuarisch vorgegangen. Scham, sich ungleich zu handeln, Haß gegen den König, Furcht vor der Faction wider ihn haben sie bestimmt. 3) Man ist mit einer absichtlichen, mit einer in wichtigen Dingen beyspiellosen Übereilung zu Werke gegangen. 4) Die angeblichen Beweise selbst, aus denen der Convent Ludwig XVI. verurtheilte, waren mangelhaft. 5) Alle Förmlichkeiten, selbst die nöthigsten, wurden bey Seite gesetzt.

1. Wenn auch die Nation befugt gewesen wäre, den König zu richten, wovon ich doch das Gegentheil erwiesen habe, so hätte doch der N. C. dieses Richteramt nimmermehr selbst ausüben müssen.

Eine Versammlung von 745 Personen ist ihrer Natur nach zu keinem Richteramte tauglich, wenn man auch voraus setzen wollte, daß jedes Mitglied für sich ein vortrefflicher Gerichtsmann sey. Wie können auch nur alle Beylagen von jedem reif erwogen werden, besonders wenn der gehörig und vollkommen instruirte Proceß nicht in Umlauf gegeben und jedem zur Einsicht mitgetheilt wird, sondern wenn man nur wie im Fluge die Beweise dafür und dawider aufhaschen soll? Wer kann sich in einem Geschäfte, wo es oft auf ein Wort ankommt, genau erinnern, was vor einigen Tagen unter Lärmen leicht bey seinem Ohre vorbey gesauset, und was er über andern Geschäften vielleicht schon halb wieder vergessen hat?

Digitized by Google

Ich erstaune, daß niemand das eingesehen und bemerkt hat, da doch einige, z. B. Rabaut de Saint Etienne, Roset, Valady, Sanadon, Marey, nicht gleich den Dantons, Marats, Robespierres, Seconds und wie die, leider! größere Anzahl der Rasenden heißen mag, auf alle Gerechtigkeit, auf allen Menschenverstand Verzicht gethan haben.

Viele unter den Mitgliedern des Conventes waren die heftigsten Ankläger des Königes, und auch diese scheueten sich nicht, das Richteramt zu verwalten. Deseze, der Anwalt Ludwigs, beschwerte sich mit Recht hierüber *). „Ihr habt euch zu Richtern einer Anklage aufgeworfen, die ihr selbst vorgebracht habt." Und wieder: „Ich suche Richter, und sehe nur Ankläger." Doch Deseze war nicht der einzige, der dieses rügte. Lanjuinais sagte unter großem Lärmen und unter Bedrohungen **): „Diejenigen, welche sich

*) S. Monit. 27. Dec. 1793.
*) S. Monit. 28. Dec.

rühmen, daß sie in Ludwigs Haus einen gewaltsamen Einbruch (invasion) veranstaltet haben, können seine Richter nicht seyn."

Aber wenn sich auch keine Ankläger keine Aufhetzer zu solchen Gewaltthätigkeiten im N. C. befunden hätten, so konnte diese Versammlung doch nie das Richteramt ausüben, da sie hierzu keine Vollmacht hatte, und in keiner wohlgeordneten Republik die richterliche und gesetzgebende Gewalt Einem und demselben Körper kann anvertrauet werden. Doch wir wollen einige Mitglieder des N. C. selbst reden lassen.

Rabaut de St. Etienne*): „Wenn die Richter zugleich Gesetzgeber sind, wenn sie über Gesetz, Förmlichkeiten und Zeit entscheiden, wenn sie anklagen und verdammen, wenn sie alle gesetzgebende, vollstreckende und richterliche Macht in sich vereinigen;

*) S. Monit. 30. Dec.

so suche man die Freyheit nicht in Frankreich, sondern in Constantinopel ..... Man wirft ein, die Nation habe euch zu seinen Richtern ernannt. Hat sie uns aber also ernannt, daß wir ihn selbst richten sollen? Das ist unmöglich; unmöglich, daß sie den ersten Grundsatz der Republiken soll vergessen haben, den, daß der Richter nicht Gesetzgeber, der Gesetzgeber nicht Richter seyn kann. Wenn ihr Richter seyd, so nehmt den Magistratsmantel, errichtet ein Tribunal, ladet die Angeklagten vor, höret die Zeugen ab. Wenn ihr Gesetzgeber seyd, so macht Gesetze, aber richtet nicht."

„Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich meines Antheiles am Despotismus müde bin, daß die Tyranney, die ich für meinen Theil ausübe, mich ermattet, plaget, peinigt, und daß ich nach dem Augenblicke seufze, wo ihr einen National-Gerichtshof errichten werdet, der mich von dem Betragen und der Form eines Tyrannen befreyet."

Digitized by Google

Nun zeigt er, daß ihr Verfahren noch weit weniger als das zu entſchuldigen ſey, welches man ſich gegen Carl I. erlaubt hat.

Auf eben die Art, wie Rabaut erklärt ſich Focquedi.

Sillery*): „Ich erkläre, daß ich nicht als Richter über Ludwigen entſcheide. Meine Committenten ſind nicht unſinnig genug geweſen, eine doppelte Gewalt in mir zu vereinigen."

Marey: „Die Vereinigung der Ämter eines Geſchwornen, eines Richters und Geſetzgebers ſcheint mir eine Mißgeburt, eine Tyranney, ein Umſturz aller geſellſchaftlichen Ordnung zu ſeyn. Meine Vollmacht in Anſehung Ludwigs beſchränkt ſich auf Maßregeln für die öffentliche Sicherheit. Ich will ſein Richter nicht ſeyn; ich kann, ich darf es nicht ſeyn."

*) S. Monit. 18. Jänner 1793.

Gevente: „Als Gesetzgeber kann ich nicht richten."

Eben so dachten Sanadon, Meynard, Sequin und mehrere.

„In welcher Eigenschaft soll ich denn meine Meinung sagen?" fragt de Bourges.

„Wir waren erst Richter, wir glaubten Mitglieder eines Tribunales zu seyn. Jetzt sollen wir nur als simple Bürger stimmen," klaget Guadet *).

2. Diese unbefugten Richter sind tumultuarisch vorgegangen. Scham, sich ungleich zu handeln, Haß gegen den König, Furcht vor der Faction wider ihn haben sie bestimmet.

Ich will hier so viele häßliche Scenen, ich will das ärgerliche Zwischenspiel mit

*) S. Monit. 21. Jänner.

Louvet unberührt lassen, und nur den Aufruhr vom 26. December anführen*).

Als ein Brief von Ludwigs Vertheidigern vorgelesen ward, worin sie verlangten, mit dem Ausschusse sich zu bereden, daß sie eine Copie ihrer Vertheidigung erhalten und ihr Verfasser dieselbe verbessern könne; so will ein Theil des Conventes drey Tage ihnen zugestehen. Auch drang diese Meinung durch, und man stehet auf, seine Bejahung anzudeuten. Aber plötzliche Widersprüche unterbrechen die Berathschlagung. 60 bis 80 Mitglieder an einem äußersten Ende stehen zugleich auf, und stürzen unter lärmendem Geklatsche der Tribünen mitten in den Saal. Nun dringen sie bis an das Bureau vor. Thuriot, Duhem, Billaud, Camille, Julien sind an der Spitze. Duhem steigt hinauf bis zum Lehnstuhle des Präsidenten, und redet ihn mit heftigen Geberden an. Er wirft ihm vor, die Berathschlagung übereilt zu haben. „Die

*) S. Monit. 28. Dec.

Majorität ist irre geführt, schreyen einige; wir wollen aber, daß man jeden besonders auffordere (appel nominal) und dann erst entscheide."

Eine Viertelstunde lang bleiben sie tumultuarisch neben dem Bureau in Klumpen da stehen, um die Forderung des Appel nominal zu unterzeichnen."

In eben der Sitzung wird dem Petion das Wort von dem Convente zugestanden; als er aber durch beständigen Lärmen unterbrochen wird, sagt er zum Präsidenten: „Ich bitte Sie, doch wenigstens Ordnung in der Gesellschaft herzustellen."

Präsident. „Wie wollen Sie, daß ich mich verständlich mache, bey dem Tumulte, der..."

Duhem: „Wir wollen kein Opium a la Petion."

Legendre: „Wir brauchen seine Lehren nicht."

Digitized by Google

Petion. „Ich weiß nicht, wie bey einer so ernsthaften Sache, als diese, womit ihr euch beschäftiget“ . . . . . Man hört ein Geschrey: Ah! ah! der König Hieronymus Petion! Ein Mitglied gegen über (oder von der andern Partey, de la partie opposée giebt einen Doppelsinn,) stehet auf: „Endlich, meine Herren, werden wir die Geduld verlieren.“ Eine große Menge Stimmen: „Ja, es ist Zeit, daß das endige.“—Die ganze Gesellschaft stehet durch innern Antrieb auf. Barbaroux, Serre, Rebecquy, Duperret und etwa hundert andere Mitglieder stürzen plötzlich gegen den Theil des Saales, wo der Lärmen herkommt. Einige Zeit vergehet unter heftigem Wortwechsel, wovon man diese Worte hört. „Wir ziehen uns zurück . . . Wir schreiben an unsere Departements . . . Es muß endlich Ruhe in der Gesellschaft hergestellt werden.“

Der Präsident bedeckt sich. Der Lärmen nimmt unvermerkt ab. Jedes Mitglied gehet auf seinen Platz zurück. Endlich wird es wieder stille....

Digitized by Google

Ähnliche Auftritte gab es auch in der Sitzung vom 6. Jänner*). Marat apostrophirt einige seiner Mitrepräsentanten: Schurken von der alten Regierung u. s. w.

Präsident. „Es ist Zeit, daß die Republik erfahre, ob es einen National-Convent giebt, ob Repräsentanten vorhanden sind. Ich sehe hier nur einen anarchischen Ausschuß."

Nun frage ich: Sollte eine Versammlung solcher Menschen über wichtige Angelegenheiten, über das Leben des letzten Bürgers entscheiden?

Scham, sich ungleich zu handeln, mußte nothwendig einen Einfluß auf alle diejenigen haben, die sich laut prahlend Männer des 10. Augusts nannten. „Ludwig ist schuldig, sagt der schlaue Robespierre, sonst sind wir es" **). „Die Constitu-

*) S. Monit. 9. Jänner 1793.
**) S. Monit. 5. Jänner 1793.

tion verboth euch Alles, was ihr gegen ihn gethan habt. Wenn er nur mit Absetzung dürfte gestraft werden, so konntet ihr auch diese nicht ohne Instruirung seines Processes verhängen. (Glaubt man nicht hier den Fürsten der Lügen zu hören, den eine höhere Macht, die Wahrheit zu sagen, nöthiget?) Ihr hattet nicht das Recht, ihn im Kerker zu behalten. Er kann seine Befreyung, er kann Schadloshaltung und Ersatz verlangen. Die Constitution verurtheilt euch .... Es ist ein Ärgerniß hierüber zu berathschlagen."

Robespierre rechnete hier, wie man sieht, auf die Eitelkeit und Rechthaberey seiner Mitgenossen, und verrechnete sich nicht. Man beging das erste Verbrechen: man mußte es bereuen oder—das zweyte begehen. Man beging das zweyte, und dachte mit der Clytemnestra des Seneca.

Ein Thor hält in der Bosheit Maß.
Res est profecto stulta nequitiae modus.

Noch weit mehr und auf weit Mehrere

wirkten der Haß gegen den König, (er sey nun aus dem Herzen oder aus des Egalite Börse geflossen, welches Letztere viel wahrscheinlicher ist,) und die Furcht vor der Faction wider ihn.

Der Haß äußerte sich alle Augenblicke durch die ungerechtesten, heftigsten, bittersten Vorwürfe und Declamationen, die in dem Munde eines Richters doppelt unanständig sind. Man höre sie nur, diese Männer, die der Gerechtigkeit ihr Schwert stahlen, um Mörderdolche daraus zu schmieden.

Terrau*): „Während allen diesen Debatten athmet Ludwig XVI. noch, und die National-Rache bleibt aufgeschoben!"

Merlin: „Fürwahr, wenn ich mir etwas vorzuwerfen habe, so ist es dieses, daß ich den zehnten August nicht der ersten Eingebung folgte, die mir rieth, euch die Mühe zu ersparen, Ludwig XVI. der Länge nach zu richten."

*) S. Monit. 6. Jänner 1793.

Was sagen meine Leser zu diesem Volksrepräsentanten, Richter und Henker in einer Person?

Mit Recht also rief ein Mitglied aus*): „Man soll das Schicksal des Angeklagten nicht schon zum Voraus entscheiden; das wären Cannibalen-Ausrufungen": und ein anderes behauptete, „daß Leidenschaften und ein heimliches Interesse das Herz einiger Mitglieder der Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit verschließen."

„Man erlaube sich keine solche Declamationen, ruft Kersaint**): Wir sind seine Richter, nicht seine Henker."

Die Furcht vor der mächtigen und zu jeder Gewaltthätigkeit bereiten Partey der Marats, der Robespierres, der Dantons, der Duhems nahm den Menschlichern allen Muth, alle Freyheit, ihre Meinung offenherzig zu äußern.

*) S. Monit. 16. Jän.
**) S. Monit. 28. Dec.

Digitized by Google

Bazire *): „Also durch tumultuarisches Aufstehen und Schütteln der Hüte wollt ihr die Todesstrafe decretiren ..... Wird man nicht sagen, daß unsere Republik nur durch die Gewalt einer Faction gegründet sey?"

Einige drohen niemanden zu hören, wenn Robespierre nicht angehört wird. Marat, das Todesurtheil zu erpressen, sagt **): „Um die Verräther zu kennen, die es im N. C. giebt, soll nahmentlich über den Tod des Königes gestimmt und die Stimmensammlung kund gemacht werden." Man klatschet, und Duquesnoi unterstützet nachher Marats Antrag.

Salles ***): „Ich untersuche nicht, ob ihr vollkommen frey seyd. Glaubt ihr aber, daß es der Mißgunst unmöglich sey, hierüber Zweifel zu erheben?"

*) S. Monit. 6. Dec.
**) S. Monit. 8. Dec.
***) S. Monit. 29. Dec.

Buzot fürchtet umgebracht zu werden, wenn er für die Appellation an das Volk stimmet.

Und hatte Buzot etwa Unrecht? Sagt doch Kersaint öffentlich *): „Hat der Präsident dieser Gesellschaft sich nicht so sehr vergessen und verläugnet, daß er Folgendes hervor brachte: Ich bin in der Insurrection; ich morde den ersten Rolandisten, Treillanten, Brissotiner, der für die Appellation an das Volk stimmet."

Le Hardy **): „Ich habe diesen Morgen einen Bücher-Hausirer schreyen gehört: Die Liste der Aristocraten, der Royalisten, die für die Appellation stimmten."

Lanjuinais. „Es scheint, wir berathschlagen uns hier in einem freyen Convente; aber nein, wir berathschlagen uns unter den Kanonen und Dolchen der Rottgesellen."

*) S. Monit. 16. Jän.
**) S. Monit. 20. Jän.

Lange vorher sagte schon Gaudet: „Man weiß es wohl, unter welche Fahne man sich begeben muß, seine Schandthaten und Räubereyen zu decken" *).

Ich komme nun auf den dritten nicht minder wichtigen Punct.

3. Man ist mit einer absichtlichen, mit einer in wichtigen Dingen beyspiellosen Übereilung zu Werke gegangen.

Man zögert nie zu viel, gilt es ein Menschenleben

Nulla unquam de morte hominis cunctatio longa est

sagt Juvenal bey Gelegenheit eines Todesurtheiles wider einen Sclaven.

Robespierre**) aber und Remi wollen den Proceß eines Königes auf ein einzi-

*) S. Monit. 4. Dec.
**) S. Monit. 6. Dec.

ges Verhör beschränken, worauf sogleich die Verurtheilung folgen soll.

Philippeaux verlangt gar, daß man nicht von der Stelle weiche, bis der König gerichtet ist.

Bourbotte: „Man muß den Gang dieses Geschäftes durch keine Fesseln der Förmlichkeiten hemmen"*).

Petion: „Die Zeit erlaubt nicht, daß Pertois (wohlgemerkt ein Zeuge!) gehört werde."

Ludwigs Vertheidiger übereilte man so sehr, daß sie den ersten Aufsatz ihrer Schrift, der voll Correcturen und Radierungen war, eingeben mußten**).

Lamoignon Malesherbes, einer davon, sagt bey ihrer letzten Erscheinung vor dem Convente: „Ich sehe mit Schmerzen, daß

*) S. Monit. 3. Dec.
**) S. Monit. 28. Dec.

Digitized by Google

ich keinen Augenblick Zeit habe, um euch Bemerkungen vorzulegen, die fähig wären, auf die Versammlung zu wirken." Er verspricht morgen seine Betrachtungen zu liefern, und nur mit vieler Mühe setzt er es durch, da Robespierre sein Begehren ein Signal zur Zwietracht und Unruhe in der Republik nennt, ja sogar vorschlägt, daß derjenige für einen Störer der öffentlichen Ruhe gelten soll, der darauf Rücksicht nimmt.

Couthon*): „Sehet, drey Stunden verlieren wir eines Königes wegen. Sind wir Republikaner? Nein! Wir sind verächtliche Sclaven."

Doch nun zu den Beweisen!

4. Die Beweise selbst, aus denen der Convent Ludwig XVI. verdammte, waren mangelhaft.

*) S. Monit. 17. Jänner.

„Wenn ich einen gemeinen Bürger zu vertheidigen hätte, sagt Deseze in seiner Schutzschrift*), so würde ich sagen, daß man keinen Angeklagten jemahls aus Schriften habe verurtheilen können, die man durch Gewaltthätigkeit (invasion) in seinem eigenen Hause gefunden hat, und worüber man kein Verzeichniß errichtet noch sie vorläufig versiegelt hat."

Er führt an, daß man sich auf Briefe eines Todten beruft, der folglich seine Handschrift nicht mehr anerkennen und bestätigen kann, daß vielleicht einige Schriften, die zu Erörterung der Sache gedient hätten, weggekommen sind.

Endlich, was sehr merkwürdig ist, wurde ein Brief des Administrators der Civil-Liste an den Schatzmeister vom November 1791 mit den übrigen Schriften nicht gedruckt; und dieser gerade enthält allein die Wider-

*) S. Monit. 27. Dec.

legung des ziemlich wahrscheinlichen Vorwurfes, daß Ludwig seine Leibgarden in Coblenz bezahlt habe.

Was sagen meine Leser von dieser Publicität, die den vorzüglichsten Beweis auf die boshafteste Art unterschlägt?

Der König, wie man weiß, hat die ihm vorgelegten Briefe und Schriften nicht anerkannt. Man schlägt vor, sie durch Kunstverständige (expers) prüfen zu lassen.

Dartigoyte*): „Die Vernunft befiehlt uns diese nicht anerkannte Schriften gegen seinen Widerspruch verificiren zu lassen. Diese sehr einfache Handlung fordert nur einige Stunden Zeit, ist aber unumgänglich nothwendig, da Ludwig selbst den Ort, wo sie lagen, nicht gekannt zu haben bekräftiget. Man wird nicht ermangeln, zu behaupten, daß Roland diese Schriften im Einverständ-

*) S. Monit. 17. Jän.

nisse mit uns verfertigt habe. Diejenigen, welche heute keine Förmlichkeiten wollen, werden euch morgen eure Übereilung vorwerfen. Sie waren, wird man von allen Seiten schreyen, die Henker, nicht die Richter des Königes."

„Es ist vielleicht schon zu viel, daß der N. C. sich zu seinem Gerichtshofe aufgeworfen hat. Setzen wir nicht noch über dieß alle Regeln der Gerechtigkeit außer Acht? Keiner unter uns besitzt die zur Untersuchung nöthigen Kenntnisse. Wie können wir in unserm Herzen und Gewissen erklären, daß die nicht anerkannte Schrift wirklich die Schrift Ludwig Capets sey. Ja, wenn auch wirklich jedes Mitglied die Schrift kennete, so verböthe uns doch die Strenge unserer Pflicht, die Förmlichkeiten zu vernachlässigen."

Er schlägt hierauf vor, Kunstverständige davon urtheilen zu lassen.

Auch dieser Beweis wäre unzulänglich,

Digitized by Google

wie Desmoulins durch mehrere Beyspiele zeiget; aber in jeder wichtigen Sache vernachlässiget man sonst auch Wahrscheinlichkeiten nicht. Doch der N. C. war viel zu eilig, als daß er hierauf hätte achten sollen. Vielleicht fürchtete er auch, das Zeugniß der Kunstverständigen möchte für den Beklagten entscheiden. Man hörte sie also lieber nicht.

Sogar den Brief, den die Vertheidiger des Königes an den Präsidenten geschrieben haben, eröffnete man nicht, sondern stimmte fort, ohne sich zu bekümmern, was er enthalte*).

5. Alle Förmlichkeiten, selbst die nöthigsten, wurden bey Seite gesetzt.

Wir haben dieses schon aus dem bereits Angeführten zur Genüge ersehen. Ich kann mich also hier kürzer fassen und hauptsäch-

*) S. Monit. 21. Jänner.

lich auf die Rede des Lanjuinais berufen *).

„Ihr habt alle Förmlichkeiten verworfen, welche vielleicht die Gerechtigkeit selbst, aber gewiß die Menschlichkeit erheischte: die Recusation **) und das Stimmen durch ein Scrutinium, welches allein die Stimmungsfreyheit schützen kann . . . . Erwäget doch, meine Mitbürger, alle Umstände. Ich stelle sie euch vor, bloß um die Handhabung des Gesetzes zu erhalten. Im Nahmen der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit begehre ich, daß dem Gesetze zu Folge drey Viertheile der Stimmen sollen erfordert werden."

Diese letzte Frage, wie Tronchet mit Recht behauptet, war von äußerster Wichtigkeit, und hätte nicht durch ein Übergehen zur

*) S. Monit. 20. Jänner.

**) Durch diesen Ausdruck, den ich lieber unübersetzt lassen wollte, verstehet er ohne Zweifel das Recht des Angeklagten, einige seiner Richter abzulehnen.

Digitized by Google

Tagsordnung, sondern durch einen Appel nominal sollen entschieden werden.

Das Gesetz erfordert, zur Verurtheilung bey 4 Richtern drey gegen 1 Stimme, und bey 5 Richtern drey gegen 2 Stimmen. Laßt uns nun die Proportion suchen, wir werden finden:

$$5 : 3 = 745 : 447.$$

Oder nach der Zahl der Anwesenden

$$5 : 3 = 721 : 432\tfrac{3}{5}.$$

Ungehindert dessen hat man den König durch 366 Stimmen, welches nur 5 Stimmen mehr als die strengste Majorität ausmacht, zum Tode verurtheilt, und weder auf die 24 abwesenden Mitglieder, die eine entgegen gesetzte Majorität hätten verursachen können, Rücksicht genommen, noch die Appellation an das Volk zugelassen, so herzerschütternd auch die Reden seiner Vertheidiger und so einleuchtend die Gründe waren, die Vergniaux dafür angeführt hatte.

Digitized by Google

III. Hat Ludwig XVI. immer so gehandelt, wie er nach seiner festen Überzeugung zum Wohl Frankreichs handeln mußte?

Allerdings, wo er immer frey handelte, und der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen kann, war eine zu große Nachgiebigkeit, war die unzeitige Schonung seiner bittersten Feinde, jener Feinde, welche mit der königlichen Gewalt zugleich alle bürgerliche Ordnung umstürzten. Sein zu weiches, zu sanftes Herz schauderte vor dem Gedanken einer Blutvergießung zurück, und von allen Vorwürfen, die man ihm machte, kränkte ihn dieser am empfindlichsten. Sein Beyspiel ist eine schreckliche Lehre für alle Gewalthaber, nie etwas Unbilliges von sich ertrotzen, nie ihr Ansehen herab setzen zu lassen. Ludwigs Fehler, so schön auch der Grund desselben, ein gefühlvolles Herz, ist, brachte ihn um Krone und Leben, und Frankreich in den kläglichen Zustand, worin es schmachtet; denn das Jauchzen und Prahlen rasender oder bezahlter Dämagogen haben

die Siege des Prinzen von Coburg nun ziemlich zum Schweigen gebracht.

Ludwig sahe es wohl ein, daß ein so weites Reich nicht ohne Ansehen der Gesetze und dieses nicht ohne Ansehen der vollstreckenden Gewalt bestehen könne; er sahe es ein, daß Frankreich einer monarchischen nicht zu eingeschränkten Regierung bedürfe. Selbst in seinem Testamente bekennt er sich zu dieser Meinung; und ist sie etwa nicht mit dem Beyfalle der größten Schriftsteller beehrt, nicht durch die ganze Weltgeschichte bekräftigt, die uns kein Beyspiel der Dauer eines großen republikanischen Staates aufzuweisen hat? Wenn also Ludwig diese Meinung hegte, wenn diese Meinung vernünftig, ja die herrschende ist, wie kann man es ihm verargen, falls er, da doch sein väterliches Herz alle Gewaltthätigkeit verwarf, andere Mittel anwandte, die Sachen dahin zu lenken, wohin sie minder zu seinem, als zu Frankreichs Besten kommen sollten? Wie kann man es ihm verargen, daß er den ra-

Digitized by Google

senden Jacobiner-Brochüren andere entgegen stellte, daß er hier und da ingeheim andere Grundsätze hegte und gelten machte, als öffentlich und vor Ungeheuern, die mit Piken und rauchenden Eingeweiden durch die Straßen liefen, und unter Liedern der Freyheit den unerhörtesten Despotismus an dem Könige, an der National-Versammlung selbst ausübten? Wie kann man es ihm verargen, daß er nach so vielen Scenen Cannibalischer Grausamkeit, nach den Gewaltthaten, die man sich den 20. Junius gegen ihn selbst erlaubte, den Zustand seines Reiches und der Seinigen eben nicht für beneidenswerth hielt, auf Rettungsmittel bedacht war, und auf die National-Versammlung nicht vertraute, die alle diese Auftritte nicht nur geschehen ließ, wiewohl auch das schon ein deutlicher Beweis ihrer Ohnmacht oder Mitschuld gewesen wäre, sondern auch hinterher nicht bestrafte, vielmehr verringerte, entschuldigte, billigte. Und diesen Menschen hätte er mehr glauben sollen als allen, die langer Umgang, Verwandtschaft und ge-

Digitized by Google

prüfte Treue ihm werth gemacht hatten? diesen hätte er seine Person, seine Familie, das Königreich, den Frieden Europens mit blinder Ergebung anvertrauen sollen? Würde er daran wohl vernünftig, würde er auch nur ehrlich gehandelt haben?

Noch muß ich zwey vorzügliche Beweggründe seiner Handlung anführen, sein Gewissen und seine eheliche Zärtlichkeit. Ludwig lebte und starb als ein eifriger Catholik, dem es mit Ausübung aller seiner Pflichten vollkommen Ernst war, und der es mit seinem Gott eben so ehrlich meinte, als mit seiner Gattinn und seinem Vaterlande. Und nun frage ich jeden Unbefangenen, ob die Neuerungen in Religionssachen, die man noch dazu auf eine so unverschonende, so schneidende Art gemacht hatte, nicht jeden eifrigen, in der Kirchengeschichte weniger bewanderten Catholiken äußerst beunruhigen mußten? Konnte der König sie ansehen ohne zu seufzen, und fehlte es vielleicht an Ängstlichen, die ihm bey jedem Seufzer zuflister-

Digitized by Google

ten, „daß es damit nicht gethan, daß es „Pflicht gegen die Religion sey, diesen Gräu„eln entgegen zu arbeiten."

Und wie muß es endlich Ludwigen, diesem zärtlichen und, (seltne Eigenschaft bey einem Französischen Könige!) treuen Gatten, zu Muthe gewesen seyn, als er die Repräsentanten und die Hefen des Volkes nach dem Blute seiner Gemahlinn dursten sahe; als sie diesen Durst nicht verbargen, sondern damit prahlten, und, weit entfernt, ihren Molochsartigen Abgott, den Pöbel, in Zaum zu halten, ihn immer mehr wider die unglückliche Frau aufreitzten, und das Signal zu ihrem Morde gaben. Wenn er nicht erfolgt ist, so war es bloß ein, soll ich sagen günstiges oder ungünstiges? Schicksal, das sie den Dolchen ihrer Mörder entriß. Und von diesen Mördern sollte Ludwig Alles erwarten? Diesen sollte er mit ganzer Seele zugethan seyn? Ihre Befehle sollte er blindlings vollstrecken, ihre Plane ungeprüft ausführen, ihre Absichten mit jeder Aufopferung durch-

Digitized by Google

zusetzen trachten? Seit es Menschen giebt, hat noch wohl keiner dem andern so etwas zugemuthet.

Unglücklicher Ludwig, der du nur der Vater deiner Unterthanen wie Heinrich IV., aber nicht wie er zuerst ihr Überwinder seyn wolltest, wie sehr hast du dich in der guten Meinung von deiner Nation betrogen! wie falsch war dein Schluß: Sie werden mir nichts Böses thun, da ich ihnen mit Willen nichts als Gutes gethan habe! Indessen giebt es doch selbst in deinem entarteten Vaterlande noch edle und billige Menschen, denen das Andenken deiner Tugenden heilig seyn wird, und die schon bey den ersten Anfällen deiner Verfolger die Stimme der Wahrheit erhoben haben.

Ein solcher ist der Verfasser eines kurzen, aber trefflichen Aufsatzes im Spectateur National, den ich meinen Lesern als den schicklichsten Epilog mittheile.

An die Undankbaren.

O ihr, die ihr heute Ludwig den XVI. beschuldiget, die ihr kein Bedenken traget, ihn, den ihr beschimpft habt, auch noch anzuklagen, die ihr mit strafbarer Spitzfindigkeit den Menschen von dem Monarchen unterscheidet, und sie wieder mit einander vermenget, je nachdem dieses metaphysische Unterscheiden oder Vermengen zu euern Absichten tauget, die ihr euch mit den Tugenden des Cato brüstet, um den Lastern des Catilina freyern Lauf zu lassen, wir geben euch bey dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung an, und werden eure Ankläger. Wir werden nicht die verborgenen Fehler euers Privatlebens aufsuchen, noch die strafbaren Ränke in euerm Geschäftsleben euch vorwerfen; wir werden euch nicht sagen, wie ihr es dem Haupte der Nation sagt: „Diese Absicht hast du gehabt, diese Absicht ist

ein Verbrechen;" wir werden euch nicht die entscheidenden Gründe wiederhohlen, die euch zum Besten des Monarchen auf der Tribüne der National-Versammlung sind dargelegt worden. Sein Leben selbst und seine Wohlthaten sind die Hauptbeweise unserer Anklage. Wir verlangen keine andern Richter als euch selbst, und wenn in euch noch der kleinste Antheil von Gerechtigkeit, noch der schwächste Funken von Gefühl übrig ist, so leset und erröthet.

Ludwig der XVI. bestieg den Thron in einem Alter, wo es erlaubt ist zu irren, wo der Rausch einer neuen Macht leicht zu höchst schädlichen Fehltritten verleiten kann. Er war nur zwanzig Jahre alt; und dennoch was that er? Er fühlte, daß seine vernachlässigte Erziehung, seine Jugend und seine nicht ausgebreiteten Kenntnisse ihn außer Stand setzten, die Beförderung des Glückes von einem so großen Volke sich allein aufzubürden. Seine erste Sorge war, einen Mann an seine Seite zu rufen, der, wie mancher

andere, das Opfer der Intrigue unter einer Regierung war, über die man sich beklagte. Vielleicht betrog er sich in seiner Wahl, aber daß er die öffentliche Meinung nicht zu Rathe zog, das hat er sich nicht vorzuwerfen; denn diese war damahls dem Greise, den er wählte, sehr günstig. Überhaupt hat er in diesem Zeitpuncte seinen Thron mit Ministern umringt, deren Patriotismus und gute Absichten anerkannt waren.

Wir brauchen nicht die häufigen Veränrungen im Ministerium nach der Folge anzuführen. Wenn diese ein Übel waren, so waren sie doch nicht sein Werk. Man brachte ihn hierzu einzig durch die Vorstellung, daß es das gemeine Beste erfordere. Also war es nicht Schwachheit seinerseits, sondern Güte und Unerfahrenheit. Ihn recht zu beurtheilen, muß man alles dasjenige untersuchen, was er durch sich selbst thun und wollen konnte, alles das Gute, was er ohne den Rath seiner Minister bewirkte, indem er nur den Bewegungen seines

Digitized by Google

Herzens und dem Lichte seines eigenen Verstandes gehorchet hatte.

Er findet 500 Millionen Schulden. Man schlägt ihm einen Bankerott vor, der die Ausführung seiner Projecte erleichtert hätte. Dieser Vorschlag ist für den redlichen Fürsten ein Gräuel; er verwirft ihn. Voll kindlicher, wahrhaft erbaulicher Ehrfurcht selbst gegen die Irrthümer eines Ahnherrn, über den er sich zu beschweren hatte, willigt er nicht ein, daß ein Theil seiner Unterthanen unglücklich gemacht und hierdurch dessen Andenken entehrt werde. Diese Schuldenlast, die man damahls für ungeheuer ansahe, wurde unter seiner Regierung sehr vermehret. Aber alle die Verschwendungen waren sie sein Werk? Gab es je einen einfacher und sparsamer lebenden Fürsten? Niemahls zeigte er Pracht als bey Dingen, die zum allgemeinen Besten zielten. Überdieß ist die schlechte Verwaltung der Staatsgüter, worüber man mit Recht klagt, nicht die einzige Ursache der Schulden. Der Krieg in Ame-

rika hat viel dazu beygetragen, und dieser Krieg wurde wider den Willen des Königes angefangen, der seiner Jugend mißtrauend nur spät die Hände zu dem Plane eines Ministers both, den man damahls für einen großen Politiker ansah.

Von dem Augenblicke seiner Thronbesteigung an hat er an die Erleichterung, die Ehre und die Freyheit seiner Nation gedacht. Die Leibeigenen seiner Domänen hat er frey gelassen, und alle Güterbesitzer eingeladen, seinem Beyspiele zu folgen. Er hat die Frohndienste abgeschafft, Provincial-Administrationen in Guyenne und Berry errichtet, sich vorgenommen, diese Wohlthat über sein ganzes Königreich zu verbreiten, und sie durch Aufnahme desjenigen Standes, den man hernach tiers-état nannte, ehrwürdig gemacht: ein großer Grundsatz, der nachher uns die Gleichheit aller Bürger noch vor dem Gesetze und der rechtmäßigen Repräsentation verschafft hat.

Digitized by Google

Wir hatten keine Seemacht, unser Handel war unbelebt. Er hat eine Ehrfurcht gebiethende Seemacht geschaffen, er hat Preise ausgesetzt und den Fleiß ermuntert. Manufacturen von Englischen Stahl und Glas sind unter seinem Schutze empor gekommen. Man hat für das Bedürfniß der Armee und der Flotte Kugeln, Kanonen, Anker u. s. w. verfertiget, er hat ungeheure Werke in den Hafen von Dünkirchen, Havre, la Rochelle und Toulon angelegt, er hat Cherburg und den Hafen Vendre neu geschaffen, er hat an St. Jean de Luz arbeiten lassen. Man hat ihm einen Commercien-Tractat und die Erweiterung der Fischerey auf Terre-Neuve zu verdanken. Er hat den Plan zu Canälen in Burgund, Berry, Bretagne, Picardie, Isle de France und mehrern Provinzen ausgeführt, und den Canal von Languedok mit mehrern Armen vermehret.

Die Gesetzgebung und die Künste haben gleichfalls seine väterliche Vorsorge auf sich gezogen. Ihm ist man die Abschaffung der

vorläufigen Tortur*) und der Todesstrafe wider die Deserteur schuldig. Seit langer Zeit wünschte er eine Verbesserung der Criminal-Rechtsgelehrsamkeit, kam der nachher festgesetzten Toleranz zuvor, und gab den Protestanten die bürgerlichen Rechte wieder; doch sind in dieser letzten Sache die Maßregeln nicht so, wie er es wünschte, genommen, und die Absichten des Monarchen hintertrieben worden.

Ohne Zweifel mußte ein König, der wie Ludwig der XVI. den Keim mehrerer Kriege erstickt hatte, Künste und Künstler in Schutz nehmen; aber nur ein König, der die Ehre seiner Nation liebt und zu erhalten suchet, mußte den Künsten die Richtung auf das gemeine Beste hin geben. Er ließ den großen Männern Frankreichs Statüen errichten; er bestellte Gemählde, die große Handlungen darstellen sollten, er trocknete

*) Jeder zum Tode verurtheilte Missethäter wurde eine Stunde vor seiner Hinrichtung peinlich gefragt.

die Moräste von Rochefort aus, und seine Menschenliebe war vorzüglich mit Vervollkommnung der Hospitäler beschäftiget.

Was hat er nicht für das Wohl und die Verschönerung der Hauptstadt gethan, worin man ihn gröblich beleidiget? Wie viele Lobeserhebungen verdiente er nicht, wenn man sein Privat-Leben zergliedern wollte? Nein, nein! Niemahls sahe man auf dem Throne einen redlichern, menschlichern König, einen König, der das Gute mit mehr Eigensinn und ohne sich von Hindernissen abschrecken zu lassen, sogar auf Kosten seiner persönlichen Ruhe gewollt hätte.

Dennoch ist es dieser Fürst, dessen ganzes Leben nichts war als ein beständiges Nachdenken über das Glück seines Volkes, dessen häusliche Tugenden ein Modell zur Nachahmung darbiethen, dieser Fürst, der die Etats-généraux zusammen berufen, zweyfache Repräsentanten der zahlreichsten Bürger-Classe gegeben, und die ihm vorge-

legten Artikel der Constitution mit einer Gattung Enthusiasmus angenommen hat, ob ihm gleich hundert Wege offen standen, sich der Annahme zu entziehen, wenn er es gewollt hätte, dieser Fürst, Ludwig der XVI., der Wohlthäter seiner Unterthanen, ist es, den man jetzt so grob zu beleidigen waget.

Einen Augenblick vor der Revolution ward er es schon von denen, die ihn umringt, von Höflingen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte. Jetzt wird er es auch sogar von denjenigen, zu deren Besten er der Meinung der Höflinge Trotz gebothen hatte. Verdiente er ein solches Schicksal?

(Spectateur national.)

Die eiserne Maske.

Ein Trauerspiel.

Erster Act.

Die Citadelle von St. Jean de Pie de Port. Ein enger Gang. Im Hintergrunde eine eiserne Thür, darüber ein schmales Fenster mit starkem Gitter.

Piac hernach Frethun.

Piac, (ein Gascogner, der an der Thür die Wache hat. Er versucht es zum Fenster hinauf zu klettern. Frethun, hinter der Ecke hervor, ihn belauschend.) Daß dich! diese Barriere hat der Teufel aufgeführt; Gibraltar muß leichter zu ersteigen seyn. (indem er sich völlig hinauf schwingt.) Victoria! die Festung ist unser.

Frethun. (halblaut.) He, Pst! Piac!

Piac. (erschrocken herunter springend.) He?

Freth. Du bist ein rechter Held! Was kommt dich an, daß du deine Eroberung aufgiebst?

Piac. Bist du's?

Freth. Warte, ich will dir helfen.

Piac. Halt dein Maul, und geh deines Weges.

Freth. Mit nichten. Jetzt ist's an mir. Stemme deine Schultern unter; ich muß hinauf.

Piac. Bist du von Sinnen? Wenn der Gouverneur kommt!

Freth. Meinetwegen. Ich muß meine Lust büßen.

Piac. Der Buckel juckt dich abscheulich. Sie werden dich mürbe geißeln.

Freth. Was giebst du mir, Piac, wenn ich mich erst für dich durchpeitschen lasse?

Piac. Ich bitte dich, geh.

Freth. Mir ist die Zeit lang. Erzähle mir was.

Piac. Laß mich zufrieden; du bist nicht gescheid.

Freth. Wie du meinst, Kamerad! Aber, auf den Arrestanten da drin zu kommen, weißt du—

Piac. Verschone mich; ich bin gar nicht neugierig.

Freth. Du? Wem fällt das ein? Aber

daß ich dir nur sage. Es ist eine wunderliche Sache mit dem Arrestanten.

Piac. Ey freylich.

Freth. Ich habe Leute gekannt, die ihre Haut daran gesetzt hätten, nur um zu wissen, wie er denn aussieht.

Piac. So?

Freth. Und bey alle dem, hast du jemahls gehört, daß es einem damit gelungen wäre?

Piac. Nein.

Freth. Er soll ein ordentlicher Basilisk seyn. Wer ihn erblickt, kriegt den Schwindel, und fällt hin.

Piac. Schwatze du; ich vernehme nichts. (geht auf die andere Seite.)

Freth. (ihm folgend) Was giebt's denn Neues von Paris? Der König ist nicht wohl, hör' ich. Er leidet an der Galle.

Piac. (auf der andern Seite) Ich glaub's.

Freth. (wie oben) Der Prätendent soll eine Landung versucht haben.

Piac. Ey!

Freth. Ein trefflicher Herr! Gott sey

mit ihm. Du weißt doch die alberne Geschichte?

Piac. (sich entfernend) Ja.

Freth. (hart an ihm, laut) Daß der Prätendent in der eisernen Maske stecken soll.

Piac. (erschrocken sich zu ihm kehrend) Wie?

Freth. Possen!

Piac. Der Prätendent in der Maske?

Freth. Plaudereyen! ich glaube kein Wort.

Piac. Es wäre leicht möglich.

Freth. Wer's nicht besser wüßte!

Piac. Solltest du?

Freth. (sich entfernend) Halt dein Maul; ich weiß nichts.

Piac. (ihm nachgehend) Ich bitte dich, Frethun.

Freth. Bist du närrisch? Wenn uns der Gouverneur hörte!

Piac. Sorg du! Nicht eine Seele.

Freth. Juckt dich der Buckel doch auch, Kamerad?

Piac. Laß das Foppen.—Der Präten-

dent in der Maske! Daß er was Großes ist, sieht man wohl.

Freth. Ja, er ist hübsch groß gewachsen. Gelt! und seine Nase—die sieht in eine Familie von der Sündfluth her. Du hast doch vorhin darnach geguckt?

Piac. Hohl dich der Henker mit deinen Fratzen! Hätt'st du mich nicht herab geschreckt, ich fragte dich nicht.

Freth. Warum erschrickst du? Wenn du ihn zum wenigsten hättest reden hören.

Piac. Das hab ich auch. Es ist was Majestätisches in seinem Wesen; man meint, er könnte einen König vorstellen.

Freth. Der Gefangene mit der Maske? Ey!

Piac. Er trägt den Kopf so hoch, und tritt auf, als ob die Erde sein gehörte, und er regierte sie von hier aus wie ein Zauberer durch unsichtbare Geister.

Freth. Was der Mensch für Einfälle hat!

Piac. Wenn er daher kommt, ist mir immer, ich sollt' ins Gewehr rufen. Unser

Gouverneur, der sich doch auch zu stellen weiß, läßt neben ihm wie sein Kammerdiener.

Freth. Nur zu! du bist ihm schon auf der Spur.

Piac. Frethun, stelle dich nicht. Du weißt mehr, als du sagen willst.

Freth. Wie?

Piac. Denkst du, ich möchte dich verrathen?

Freth. Nichts weniger. Ich denke eher, du fürchtest so was von mir.

Piac. Mach keine Umstände und rede.

Freth. Was?

Piac. (weggehend) Wie, was, wo! Narre du dich selbst.

Freth. Erboß dich nicht, ich will dir ja erzählen.—Wo blieb ich doch? Ja.—Wolltest du nicht neulich hören, was aus unserm alten Hans Clarque geworden ist?

Piac. Nun?

Freth. O, dem ist wohl. Er campirt in der freyen, frischen, hohen Luft.

Piac. Was heißt das?

Digitized by Google

Freth. Taubenherzchen! Er hängt am Galgen, sag ich dir, wenn er noch nicht herab gefallen ist.

Piac. Ach!

Freth. Oh!—Und weißt du warum? Er ließ sich erzählen, sonst war's nichts. Es ist ganz simpel; weil man nicht wollte, daß er's wieder erzählte, so hat man ihm in aller Stille die Gurgel zugeschnürt.

Piac. Pest!

Freth. Würgt's dich? Warte nur, es giebt mehr solche Casus. Da saß etwa vor Jahr und Tag ein Engländer auf dem Schlosse; der verschwand auf einmahl. Man sagt, er habe sich mit der Maske in einen Discurs eingelassen. Und was das Wunderlichste ist, zehn von der Besatzung verschwanden mit ihm.

Piac. Sey still, ich bitte dich.

Freth. Nur gemach, guter Freund! Hast du nicht einen gewissen kleinen, runden, schmucken Burschen gekannt, der den Gefangenen vor ungefähr fünf Monathen bediente? Er hatte ein aschgraues Mahl auf der linken Backe, und hieß—wie hieß er doch?

Piac. Mach dir keine Mühe, Kamerad. Mir ist gar nicht darum zu thun.

Freth. Dieser Junge—

Piac. Geh auf deinen Posten; mir ist, ich höre jemand.

Freth. Nicht doch, du hörst nichts.— Also, mein Schatz!—Es steht ewige Gefangenschaft darauf, sich auch nur im Traum einfallen zu lassen, wer der Arrestant ist.

Piac. O meine Neugierde!

Freth. Und die Todesstrafe, davon zu reden, zu schreiben, oder sonst auf eine Art etwas zu verstehen zu geben.

Piac. Es fängt mir an schlimm zu werden. Um's Himmels willen hör' auf.

Freth. Und was das Schönste ist, so gilt da gar kein erdenklicher Unterschied. Jung oder alt, hoch oder niedrig, klug oder einfältig; das ist all eins. Wer um das Geheimniß weiß, um den ist's geschehen. Und wer etwa Lust kriegte, einen andern deßhalb anzugeben, hätte nichts voraus, als daß man ihn seiner Treuherzigkeit zum Dank voran schickte. (er tritt näher zu Piac.)

Piac. Bleib mir vom Leibe, mir ist erschrecklich heiß.

Freth. Ih, du Memme, das Beste kommt erst.

Piac. Nein, nein. Ich will nichts wissen. Der böse Feind redt aus dir, und lauert auf arme Seelen.

Freth. Bildst du dir ein, daß sich der Teufel so leicht abführt? Du sollst hören.

Piac. Ich rufe.

Freth. (ihn anfassend.) Ich hab' ihn gesehen.

Piac. Den Gefangenen?

Freth. Ja.

Piac. Unverlarvt?

Freth. Wie dich.

Piac. Auh! Ich sehe deine dünnen Beine im Winde flackern wie einen Nebelstreif.

Freth. Sorge nicht. Ich bin ganz und stehe fest auf dem Boden.—Gieb Acht! Ich hatte die Wache am Gartenthor. Mir ward die Weile lang. Ich probirte am Schloß, wie man so in Gedanken etwas thut, ohne zu wissen warum. Gut, und die Thür geht

auf. Nun denke! da sitzt auf einer Bank gerade mir gegen über—mein Arrestant, die Larve vor dem Gesicht, und schien zu schlafen. Ich trat näher, und betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen recht genau. Und wie ich so auf meiner Hellebarte vor ihm lehne, macht er im Schlafe eine Bewegung, und die Maske fällt herab.

Piac. Er war erwacht?

Freth. Nein. Aber seine Physiognomie traf mich wie ein Blitz.—(seine Hand fassend.) Kamerad, Kamerad, es ist unglaublich!

Piac. Wie wird dir?

Freth. Die Erinnerung stellt mir ihn vor die Augen.—Hast du den König nie gesehen?

Piac. Was sollt' ich nicht? Ich bin in Paris aufgewachsen.

Freth. Nun, so ist's so viel, als hättest du den Gefangenen gesehen. Er gleicht ihm Zug für Zug. Ähnlichers kann's nichts geben.

Piac. Das ist wunderbar.

Freth. Du merkst nun doch, warum er die Maske trägt?

Digitized by Google

Piac. Ich weiß nicht, was ich denken soll.

Freth. Es ist doch nichts leichter.— Der Gefangene ist des Königs Bruder.

Piac. Wie?

Freth. König Ludwigs Zwillingsbruder; so wahr wir beyde gehangen werden, wenn es jemand gehört hat.

Piac. Unmöglich! Woher weißt du's?

Freth. (ihn mit den Augen messend.) Wenn du noch einen Kopf zu wagen hättest, wollt' ich dich fragen, ob du das Herz dazu hast.

Piac. Was?

Freth. Frage und verwundere dich so viel du willst; du bist doch mein.

Piac. Mach mich nicht unglücklich, Kamerad.

Freth. Sperre dich nicht. Seitdem du weißt, daß des Königs Bruder in der eisernen Maske steckt, folgt dir der Henker auf dem Fuße wie dein Schatten.

Piac. Da ist dein loses Maul daran Schuld. Mein Blut komme über dich.

Freth. Narr, es ist noch so arg nicht. Überlaß dich mir; ich stehe für alles.

Digitized by Google

Piac. Du? Eine freundliche Bestie! Mir wird wieder leicht.

Freth. Fasle nicht.—Wir entführen den Prinzen.

Piac. Zusammt der Festung? Wahrhaftig, du bist Beelzebub, der Oberste der Teufel.

Freth. Und ziehen geraden Weges über die Pyrenäen.

Piac. Der Weg ist so eben und gerade nicht.

Freth. Was weiter geschehen soll, ist zu hoch für dich.—Da! (er wirft ihm einen Beutel zu.) Unterdessen dein Handgeld. Und von nun an stehst du unter meinem Commando, das merke dir. Also demüthige dich, Bursche, und fasse Herz. Ich halte strenge Zucht. Du kommst mir nicht mehr aus den Augen; und die erste Miene, die du machst, merke wohl! nur eine Miene, so hast du das Messer in den Rippen.

Piac. Ich bedanke mich.

Freth. (im Begriff zu gehen.) Noch eins! Wenn du den Pagen siehst—Was wollt' ich

doch sagen?—Ja. Wie gefällt dir der Page, Piac?

Piac. Was für ein Page?

Freth. Je, das Milchgesichtchen, das den Gefangenen seit drey Wochen bedient.

Piac. Was weiß ich? ich hab ihn kaum in Acht genommen.

Freth. Nun, Piac, nun. Sieh nur zu. Ich sage dir, der Page ist beynahe ein so seltsames Ding als die Maske selbst. Du weißt doch, wie er zu dem Dienst gekommen ist?

Piac. Nicht eine Sylbe.

Freth. Höre Kerl, ich hielt dich für neugieriger, als du bist. Du weißt deiner Tage nichts. (Es wird geschellt.) Das ist der Gefangene. Auf Wiedersehen! Du sollst noch Wunder hören.

Piac. Der Kopf geht mir um und um.

Freth. Mach dir keine trübe Gedanken; es ist alles eins.

Piac. Es verlegt mir den Athem. Ich fürchte, der Schlag wird mich treffen.

Freth. Rühre dich nur ein wenig; es geht gleich vorüber. (ab.)

Digitized by Google

Piac. (allein, sich an seinen Posten stellend.) Der König—die Maske—der Prinz—o, und der Galgen! Das Gehirn kocht mir im Schädel. Dieser Frethun ist ein Abgesandter der Hölle, das seh ich; und daß er mich schon in den Klauen hat, das seh ich auch.

Ein Zimmer im Schlosse.

Louvois. Der General. (Sie sitzen beym Schach.)

Der General. (der das Spiel wegschiebt.) Versteh ich Euch?

Louvois. Es ist nöthig, daß Ihr alles wißt. Der König vertraut Euch den größten Schatz, den er besitzt, und das gefährlichste Amt in seinem Reiche. Ihr führt den Gefangenen nach Paris. Ich habe den Auftrag, Euch das Commando der Bastille zu übergeben.

Gen. Und dieser Gefangene—und es wäre wirklich?

Louv. Ihr irrt Euch nicht. Dieser Mensch ist mit dem König in Einer Nacht geboren. Er ist sein Zwillingsbruder.—Nur bey ei-

Digitized by Google

nem Manne wie Ihr kann Ihro Majestät ganz ruhig seyn. Die Festungswerke, die diesen Wahnsinnigen bewahren, sind dem Könige mehr werth als die Vormauern von ganz Frankreich. Sie sind der Schlüssel zu seinem Throne.

Gen. (nach einer Pause, gegen das Spiel.) Ich nehme diesen Thurm.

Louv. (nachdem er gezogen.) Ich brauche Euch nichts von der Nothwendigkeit der Maßregeln zu sagen, die der Hof seinetwegen genommen hat. Die Gesetze des Reichs haben einen so sonderbaren Fall nicht vorgesehen. Es könnten Zweifel entstehen; und wie leicht sich ein unruhiger Kopf in Frankreich einen fürchterlichen Anhang macht, wißt Ihr.

Gen. Ich glaube zu errathen, was Ihr noch sagen wollt.

Louv. Man erzog den Prinzen seiner Geburt gemäß in einer sorgfältigen Entfernung vom Hofe. Ein unglücklicher Zufall entdeckte ihm das Geheimniß seines Standes; und die ungestüme Art, wie er sich bey dieser Entdeckung benahm, ließ keinen Weg

übrig, als ihn auf immer den Augen der Welt zu entziehen.

Gen. Ich erkenne den Cardinal in dieser Erfindung.

Louv. Der einzige Fehler, den er dabey beging, ist, daß er den Prinzen zu weit entfernte. Der König sieht ein, daß man einem gefährlichen Feinde, selbst wenn er entwaffnet ist, nicht den Rücken zeigen darf. Er glaubt sicherer vor ihm schlafen zu können, wenn er ihn in Paris hat, als wenn er an der Grenze von Spanien versteckt bleibt.—Ihr seyd ausersehen diesen Phönix zu hüthen, bis ihn das Feuer verzehrt hat, das er selbst schon lange anschürt.

Gen. Schach!

Louv. (er zieht.) So deck' ich mich.

Gen. Schach.—

Louv. Ihr seyd wacker. (er zieht.)

Gen. Der Gedanke ist groß, und ich bin für diese Auszeichnung nicht unempfindlich. Ich möchte nicht, daß Ihr meinem Feinde den Vorschlag gemacht hättet; obwohl ich ihm vielleicht rathen würde ihn anzuneh-

Digitized by Google

men.—Dieser Unglückliche wird noch weniger eine Spur seines Daseyns zurück lassen, als die klagende Echo in der Fabel. Die Geschichte wird seinen Nahmen nicht nennen, und ich sehe den meinigen zugleich mit ihm verschwinden.

Louv. Ein Mann wie Ihr braucht die Folie des Rufes nicht, um zu glänzen.

Gen. Aber doch das Tageslicht.

Louv. Und solltet Ihr glauben, daß es über eine kurze Zeit mit ihm dauern kann? Das Gefühl seines Zustandes frißt an seinem Herzen; er wird dahin seyn, ehe wir daran denken.

Gen. Man verrechnet sich nirgends leichter als bey Unglücklichen.

Louv. Auf diesen wenigstens getrau' ich mich zu calculiren. Er ist stolz, empfindlich und heftig. Es bedarf kaum einer Berührung, um seine Leidenschaften in einen Aufruhr zu bringen, über dem der zerrüttete Bau seines Lebens einstürzen muß. Glaubt mir, es währt nicht lange, und dann seyd Ihr frey, und dürft fordern, wo Ihr jetzt kaum zu bitten wagt.

Digitized by Google

Gen. (er thut einen Zug.) Es ist gefährlich ein solches Geheimniß auf sich zu haben, und halsbrechend sich's merken zu lassen, wie wichtig man dadurch geworden.

Louv. (ziehend.) Denkt Ihr so von Euerm König?

Gen. Ich bin des Königs treuer Knecht. Aber ein Monarch, der in dem Falle ist seinen Zwillingsbruder zwischen vier Wänden vermodern zu lassen, kann es mit einem kleinen Edelmanne so genau nicht nehmen. (er zieht.)

Louv. Schach!—Ihr redet sehr frey.

Gen. Ich rede für meinen Nahmen, für meine Freyheit, und vielleicht für meinen Hals. Die Laufbahn der Ehre und des Glückes steht mir offen. Was sollte mich hindern, auf dem ordentlichen Wege so weit zu kommen als Einer? Und warum soll' ich mich in einen bedeckten Gang wagen, von dem ich keinen Ausgang wahrnehme, und wo ich heimliche Minen zu besorgen habe? (er zieht.)

Louv. Ihr vergeßt, daß Ihr's mit dem

jenigen zu thun habt, der die offnen Straßen sperren kann, so bald er will. — (gegen das Spiel.) Ihr gebt Blöße; so nehme ich die Dame.

Gen. Immer hin. (er zieht.) Ich denke nicht, daß Ihr mich bestechen wollt. Was hülf' es Euch, wenn ich mich bewegen ließe? Ich würde Euch verdächtig seyn, und mein Kopf könnte Euch leicht mehr kosten, als er werth ist.—Schach!

Louv. Ihr verstellt Euch, oder ich habe mich sehr in Euch geirrt. (er zieht.)

Gen. Konntet Ihr glauben, daß ich mein Vermögen an eine Karte setzen würde, ohne Runzeln auf der Stirn zu zeigen?—Schach!

Louv. (ziehend) So schlagt mir einen vor, der Euch ersetzen kann.

Gen. (gegen das Spiel.) Schach—und matt! (nach einer Pause.) Wann soll der Prinz nach der Bastille?

Louv. Morgen. (mit einem Blick auf das Spiel, aufstehend.) Ich habe verloren.

Gen. Wo ist Eure Instruction?

Louv. Ihr brauchtet gar keine.

Gen. Gebt mir sie immer; ich könnte sie einmahl brauchen.

Louv. Hier. (er gibt ihm die Papiere.) Und so hab' ich gewonnen.—Eure Hand, Herr Commandant! Ich bin vergnügt, Euch noch vorsehender zu finden, als ich's erwartete.

Gen. —Und Clermont?

Louv. Ihr fragt, um zu antworten.

Gen. Wir bringen ihn einstweilen in Sicherheit.

Louv. Er ist der todte Stein im Brete.—Noch Eins, Vicomte! Ihr werdet unter den Documenten eine Anweisung an die Chatulle finden, von hundert zwanzig tausend Liv. jährlich; es ist für besondere Auslagen, die nicht in Rechnung kommen.

Der Gouverneur (tritt ein).

Gouv. (bleibt in einiger Entfernung stehen).

Louv. Was gibt's, Herr Gouverneur?

Gouv. (mit einem Blick auf den General) Ich muß um Verzeihung bitten.

Digitized by Google

Louv. Wozu das? Was Ihr mir zu sagen habt, Clermont, kann der Vicomte hören.

Gouv. Ich bitte nochmahl um Verzeihung. (Der General will gehen.)

Louv. Bleibt, bleibt.—Was ist's, Herr Gouverneur?

Gouv. —Der Gefangene—Er ist nicht wohl. Er läßt sich Euern Besuch verbitten.

Louv. So? Das heißt, man hat ihn verwöhnt einen Willen zu haben; und das würde nicht seyn, wenn Clermont den seinigen zu behaupten gewußt hätte. Ich werde den Prinzen sehen nach der Tafel. (Er geht mit dem General ab.)

Der Gouverneur (allein).

Ist das so? Das klingt wie Verdacht; und hier ist Verdacht und Verderben Eins. Clermont, sey auf deiner Huth! Vielleicht noch einige Stunden, und du bist verloren.—Dieser Vicomte—es kann nicht anders seyn, er ist da dich abzulösen. Und dann?—Und dann; du wirst das Tages-

licht nicht mehr sehen, Clermont. O! das Verhängniß, das über diesen Unglücklichen waltet, streckt seine kalte Hand nach mir aus. Was ihm nahe kommt muß erstarren.—Ich hatte ein menschliches Herz; das ist mein Verbrechen. Komm' es, wie es wolle, ich bin gefaßt. Und vielleicht!—Laß uns denken. Wenn wir noch vorsichtiger wären als du Louvois, und klug genug deinem Verhängnisse zu entgehen?—Ich muß den Prinzen sehn. (Er geht. Man hört ein Geräusch von der linken Seite. Der Gouverneur stutzt und wendet sich um.) Horch!—Noch ein Mahl! Ist's hier nicht sicher?—Wieder! Da fiel etwas.—Sonderbar. Den verborgnen Gang, der zu den Minen führt, hat seit zwanzig Jahren keines Menschen Fuß betreten.—Und noch ein Mahl. Das ist zu viel!—(Er versucht einen Hauptschlüssel, und eine heimliche Thür springt auf.)—Nichts. Es fällt gerade so viel Licht hinein, als nöthig ist, den größten Wagehals von einem so gefährlichen Steig zurück zu schrecken. (Man hört eine entfernte Thür fallen.) Nun vollends!—Was ist das? Ein Gespenst? Ich bin nicht

abgeneigt an eines zu glauben.—Hat Louvois böse Geister im Sold, die auf die geheimen Gedanken seiner Schlachtopfer lauern?—Höchst seltsam! Hierüber muß ich Licht haben. (Er geht ab.)

Das Innere des Gefängnisses.

Der Prinz. (allein, auf einem Ruhebette sitzend.) Entweichst du auch, meine schöne Gespielinn, goldene Phantasie! und lässest mich allein in diesen nackten Mauern? Ach! ich hörte den letzten, sterbenden Laut ihrer holden Stimme in der Ferne verklingen. Der blühende Teppich, womit sie diese Wände umzog, ist verschwunden: sie hangen gleich ruhenden Gewittern schwerlastend über mir.—Zerreiß, o Nacht! und schütte deine tausend Tode auf mich herab!—Sie steht. Es ist nicht der Tod, den sie in ihrem grausen Schooße trägt: es ist die Angst und das Entsetzen, die gleich dem Geyer des Prometheus aus hohlen Augen mich bewachen, und kaum gesättigt mit wildem Hunger wiederum auf ihre Beute stürzen.

Rette mich, Gott im Himmel! rette mich vor Verzweiflung! Oder bist du nicht? und treibt ein blindes, taubes Ungeheuer das Rad der Zeiten, unwissend und ohne Sorge wen es triumphirend in die Höhe reißt, oder im jähen Sturze knirrschend unter sich zermalmt?—Nein. Es ist kein Ohr da oben, mich zu hören, kein Auge, mich zu sehen. Es ist kein Geist, und in dem Fleische nur ist Leben. Der Mensch allein denkt und empfindet, um doppelt, was er leiden muß, zu leiden. Er blickt zurück in die Vergangenheit, den scharfen Schlag des Unglücks noch ein Mahl zu empfangen; und aus der Nacht der Zukunft steigen schreckende Gestalten vor seinen irrgewordenen Sinnen auf.— Schlaf, Schlaf! Tiefer, stiller Schlummer—kein Traum und kein Erwachen! — Empfange mich in deine kalten Arme, Zukunft! und schwinge deine dunkeln Flügel um mein müdes Haupt! In dir allein ist Ruhe, stilles Grab.—

Nicht du—du nicht! Verhülle dein freundlich, triegend Licht, Erinnerung! und wecke

nicht mit muntern Schritten in mir den alten Wunsch zu leben.— —Welche Gesichte führest du herauf! Die Freuden meiner Jugend drängen sich in bunten Reihen. Heiliger Strahl! Ich grüße dich in deiner sanften Majestät, o Sonne!—O Erde, o Meer! ich sehe euch wieder. Ihr Hügel, ihr Thäler, ihr Auen, ich sehe euch wieder!—Himmlische Luft umweht mich. Bewegung und Leben! Frohes Getümmel und Lärmen! Welche Stimmen!—Sie kommen auf flüchtigen Rossen. Meine Freunde, seyd mir willkommen! Seyd mir gesegnet! In ihre treuen, sichern Arme nehmen sie den scheuen Sohn des Jammers auf.—Wer ist's, den ihr in eurer Mitte wie im Triumphe führt? Hold-verschämt verbirgt der schlanke Jüngling sein lieblich Angesicht.—Amalie! Meine Geliebte! Meine Gattinn!—Sie ist's— sie ist's!

Wehe! Sie entfärben sich. Sie starren auf. Was schrecket euch?—Das reine Licht des Tages sinkt in Dämmerung, und röthet sich wie trüber Fackelschein.—Sie fliehen,

sie stäuben aus einander.—Sieh, sieh! die Rachegeister treiben einen dunkeln Schatten vor sich her. Er winket mir. Er nahet.— Weh mir! Es ist meine Mutter. Sie strecket ihre gift'gen Hände nach mir aus.— Nicht mich—nicht mich! Laß ab von mir. Ich hatte keine Mutter.—Dort! der in dem weiten, blut'gen Throne sich unmuthig wälzt — der ist es — der! — (Er sinkt erschöpft zurück. Der Vorhang fällt.)

K. K. Theater.

Am Ostermontage wurden beyde Theater wieder geöffnet. Im Theater nächst dem Kärntnerthore wurde ein Familiengemählde in fünf Acten von A. Freyherrn von Clesheim aufgeführt unter dem Titel: Prüfung und Frauengeduld oder die Wiederverehlichung."

Der Herr Verfasser, ein liebenswürdiger junger Mann, spielte das vorige Jahr auf dem Gesellschafts-Theater der Gräfinn von Stockhammer die ersten Rollen mit vielem Beyfall, der um so verdienter seyn mußte, da es neben dem außerordentlichen Talente dieser Dame schwer fällt, auch nur bemerkt zu werden. Nun liefert er das gegenwärtige Stück. Hier ist der Hauptinhalt.

Graf Elfried von Wellenfels hatte Hed-

wigen, die Tochter eines Knappen, also eine Bürgerliche, geheurathet, und mit ihr einen Sohn und eine Tochter erzeugt. Beyde gab er für todt aus, ließ sie in der Fremde erziehen, damit sie nicht verdorben würden, (ein weiser Vater kann dafür schon auch zu Hause sorgen, und ich gestehe, daß ich die Kinder am liebsten im Hause guter Ältern sehe,) und nimmt sie dann als Ziehkinder an seinen Hof. Nach siebzehn Jahren gebiert ihm seine Gemahlinn mit Gefahr ihres Lebens abermahl einen Sohn, und den Tag, als sie sich nach ihrer Genesung dem Volke wieder zeigt, nützet er—ihr den Scheidebrief zu geben, weil sein Volk und seine Vasallen wollen, daß er eine ebenbürtige heurathe, und weil die Gesetze seine mit einer Bürgerlichen erzeugten Kinder von der Erbfolge ausschließen. Er erklärt also sein vermeintes Pflegekind, doch nur zum Scheine für seine Braut, und muthet Hedwigen zu, sie zu seinen Absichten zu bereden. Dieser und noch mehrere ähnliche Züge nehmen sehr wider den Grafen ein, und auch nach seiner Rechtferti-

gung gegen Albert wird der Zuschauer ihn schwerlich entschuldigen können. Erst in dieser Scene, das ist am Ende des Stückes erfahren wir, daß er die arme Hedwig nur deßhalb kränkte, damit er das Mitleid seiner Vasallen rege machte, damit er sie bewöge, über Hedwigs niedrige Geburt wegzusehen, und seiner Kinder Erbfolge anzuerkennen.—

In der letzten Scene hält er ihnen eine Rede hierüber, worauf niemand antwortet. Also wer schweigt, willigt ein, und der Graf nimmt seine Hedwig wieder auf.

Die Critik dürfte wohl bemerken, daß die Haupthandlung vom Ende des ersten Aufzuges bis zum Ende des letzten stocke; sie dürfte fragen: Wie kommt es, daß die Vasallen erst jetzt nach siebzehn Jahren sich über die Heurath des Grafen beschweren, oder daß ihre Klagen erst jetzt beherziget werden? Wie kommt es, daß er ein Mädchen zu seiner Braut erklärt, deren Geburt ebenfalls

unbekannt ist? Warum hören wir nichts von den Klagen der Vasallen? Sie mußten wiederhohlt, dringend, ungestüm gewesen seyn, wenn der Graf nicht als ein Unmensch erscheinen soll. Und wenn sie das waren, werden sie wohl bey der ersten Gelegenheit verstummen? Beruht es auch einzig auf den Vasallen, ob die Kinder des Grafen für erbrechtlich anerkannt werden? Hat Kaiser und Reich nicht auch ein Wort darein zu reden? Endlich scheint Elfried nicht denjenigen, von dem er den Scheidebrief erhielt, und seine Vasallen zum Besten zu haben? Und wie, wenn sie nicht so schnell einwilligten, als er denkt? Ein kluger Mann muß ja auf alles gefaßt seyn.

Auch über die Nebenpersonen dürfte die Critik manche Frage zu thun, und über Dialog und Ausdruck manche Beschwerde zu führen haben. z. B. Hedwig: „Mein Gemahl! geliebter Vater deines Ebenbildes, das ich dir gerne selbst mit dem Verluste meines Lebens zum Ersatz für den Verlust deines erstgebornen Sohnes, für

den wiederhohlten Verlust (verlor er sie denn zwey Mahl?) deiner geliebten Tochter dargebracht hätte."

Ein ander Mahl

Gustav: „Graf, ich habe nur einen einzigen Sinn mehr—Habt Mitleid! bringt mich nicht um diesen einzigen letzten!" und gleich darauf:

Gustav: (feyerlich schnell) (Verträgt sich das Feyerliche mit dem Schnellen?) „Mein Sinn ist gerettet."

Dieses ist wohl eben so unverständlich, als wenn Sigmund sagt: „Herr, euer Sinn bricht an euerm Schmerze!" Überdieß sagt man nicht vom Sinne, sondern immer in der vielfachen Zahl von Sinnen kommen. Eben so wenig kann man einen Harnisch wie einen Mantel umwerfen oder auf etwas verzichten. Das Letzte ist ein offenbarer Fehler. Es heißt, Verzicht auf etwas thun, leisten, oder allenfalls sich einer Sache verzeihen.

Digitized by Google

Einige Stellen, die zur Ehre der Deutschen Nation oder wider die Französische Revolution gerichtet sind, wurden mit Enthusiasmus aufgenommen.

Das ganze Stück hat wohl eine alte Geschichte zum Grunde, die unlängst von meinem theuern Freunde Hrn. v. Nicolay hervorgesucht und mit vielem poetischen Schmucke ist ausgestattet worden. Sie erschien im Hamburger Musenalmanach auf 1791, wenn ich nicht irre, und heißt Griselde.

Der Character des Gatten ist noch häßlicher als im gegenwärtigen Stücke, da sich Elfried wenigstens mit seinen Vasallen entschuldigen kann, jener aber seine arme Frau martert, bloß ihre Geduld zu prüfen. Die Erzählung gefällt sehr; aber als Drama würde diese Geschichte empören. Im Lesen schlüpft man über manche Dinge schnell weg, und der erzählende Dichter kann vieles leichter in den Schatten setzen als der dramatische.

Digitized by Google

Nun etwas von der Aufführung. Herr Lange als Graf suchte mit viel Feinheit das Grausame seines Betragens gegen Hedwigen zu mäßigen, und spielte mehr aus der Rolle heraus, als der Hr. Verfasser hinein gelegt hatte, der überhaupt diesen Character nicht mit Liebe gemahlt zu haben scheint. Herr Lange war mit viel Geschmack gekleidet; doch seine Verdienste um die Kunst überhaupt, und ins besondere um diesen Theil der Kunst, sind längst entschieden. Er hat die Lehre Shakespeare's:

Der Anzug kündigt oft den Menschen an*)

wohl beherziget. O, daß sein Beyspiel allgemein wirkte, daß nicht selbst gute Schauspieler und Schauspielerinnen durch ihre Worte und ihre Kleidung den albernen Satz vertheidigten: Das Kleid spiele die Rolle nicht! Verzeihen Sie mir, Herr N., verzeihen Sie mir, Madame N., wenn das Kleid auch nicht allein spielt; so spielt es

*) — the apparel oft proclaims the man. *Hamlet Actus I. Scen. 5.*

doch mit Ihnen, und nur gar zu oft wider Sie!

Madame Sacco verdient und besitzt ungetheilten Beyfall in den Rollen zärtlicher, leidender Weiber. Die Rolle der Hedwig gehört vorzüglich in dieses Fach.

Im dritten Auftritte des dritten Aufzuges, wo Hedwig sagt: „Gustav, wollt ihr mich noch tiefer beugen, als ich es schon bin," bemerkte die Dame, die neben mir saß, daß der Ton nicht auf schon, sondern auf bin gehöre, und die Dame hatte ganz Recht.

Die Rede im vierten Auftritte des fünften Aufzuges: „Meinen Conrad verlieren, den einzigen, in dem ich in meiner Einsamkeit, in meinem Elende euch sehen, euch hören, euch fühlen kann? Nein! Nein! Nein! und sollte es mir das Leben kosten—ich will, ich muß, ich geh'—und bricht mir das Herz, so ist es euch, meiner Liebe, meinem Con-

Digitized by Google

rad vollbracht. Kommt, Vater, kommt!" Diese Rede, sage ich, kann wohl schnell, aber sie muß ja nicht plappernd, sondern mit Entschlossenheit, mit Ernst und Würde gesagt werden.

Auch sehe ich nicht, warum die erste Kleidung Hedwigs nicht prächtig seyn soll; vielmehr sehe ich, daß sie es seyn muß, damit sie gegen die bürgerliche abstehe, die Hedwig nachher auf einen Wink ihres Vaters anziehet. Hedwig denkt ja öffentlich zu erscheinen. Sie weiß, daß eine Versammlung der Vasallen ausgeschrieben, ein Turnier veranstaltet ist. Bey dieser Gelegenheit muß sie, ihrer Meinung nach, als Frau vom Hause figuriren. Ist das nicht ein wichtiger Grund sich zu schmücken?

Herr Klingmann als Gustav übertraf sich selbst, und Herr Brockmann sagte einige Stellen zum Lobe der Fürsten, oder, wie er, der Autor und wir es nahmen, zum Lobe unsers Fürsten, mit patriotischem

Feuer, das sich gleich dem electrischen allen Zuschauern mittheilte.

Im Burgtheater wurde die neue Oper: Amor rende sagace, aufgeführt. Die Poesie ist, wie man das Ding zu tituliren pflegt, von dem Theatral-Dichter, Hr. Johann Bertati, und der Inhalt folgender: Bellina soll sich nach dem Testamente ihres Vaters mit dem Hrn. Ambrogio von Bergamo verheirathen oder von der ansehnlichen Erbschaft nur den Pflichttheil erhalten. Sie ist aber in den Riccardo verliebt, und stellt sich bey der Ankunft ihres testamentarischen Bräutigames an, als wäre sie von Sinnen. In ihrer Raserey begehrt sie von ihm eine schriftliche Entsagung. Er stellt ihr diese Urkunde aus, doch nur zum Schein, nur um die Rasende ruhiger zu machen. Aber kaum hat sie das Papier, so wird sie wieder gescheid, oder vielmehr sie wird wie sie vorher war, und nimmt Spaß für Ernst, den er sich gegen 14 Procente von der Erbschaft auch gefallen läßt.

Digitized by Google

Dieser magere Stoff ist nicht nur gedehnt, sondern auch mit solchen Blümchen geziert:

Bellina zum Ambrogio. „Sie sind ein Tölpel, ein Vieh." (goffaccio, animale.) Riccardo. „Sie sind ein Hund, ein Bär."

Können so pöbelhafte Schimpfreden in dem Munde der Hauptheldeu, die doch Leute von Erziehung seyn sollten, natürlich scheinen? Können sie gebildeten Zuschauern gefallen oder ungebildete belehren? Ich glaube, nein.

Die Musik, wiewohl von dem berühmten Cimarosa, hat nichts Hervorstechendes und wenig Singbares. Das Duett Un palpito atroce und das Stück aus dem sehr langen Schlußgesange (Finale) Quanto mai contenta io sono wurden am besten aufgenommen. Die ganze Oper erregte lange Weile, und ist nun die dritte, die voll-

Digitized by Google

kommen mißfällt. Überhaupt hat seit Matrimonio secreto keine Oper gefallen. Desto schlimmer! da dieses Schauspiel bey seinem weit geringern Nutzen für die Bildung der Bürger weit mehr kostet, und weit minder einträgt als das Deutsche.

Auf die Oper folgte das neue tragische Ballett des Hrn. Muzzarelli: Der bestrafte Verführer. Es ist aus Voltaire's Mahomed entlehnt; doch weder die Wahl noch die Bearbeitung scheinen mir die glücklichsten. Im Trauerspiele bringet Mahomed durch seine schlaue Beredsamkeit den unglücklichen Seide nach und nach zum Morde des Zopyr. Hierdurch wird seine gräßliche That wahrscheinlicher und verzeihlicher. Weit anders im Ballette, wo man nur die That, nicht die Beweggründe vorstellen kann. Noch sonderbarer finde ich das Ende. Auf Palmirens Gebeth wird der Betrieger von dem einstürzenden Tempel begraben*). Wie-

*) Nach dem Programme wird er vom Donner erschlagen. Die Nahmen habe ich lieber aus

wohl der Ballettmeister eine weit größere Freyheit hat als der Trauerspieldichter, so dürfte doch diese Auflösung des Knotens gar zu Alexander-mäßig seyn. Die Liebeserklärung des Mahomed fanden die meisten Damen etwas zu frey. Mir, ich gestehe es, fiel sie nicht auf. Aber hierin sehen die Damen schärfer als wir:

Nach Freyheit strebt der Mann, das Weib
nach Sitte.

Auch fand man, daß der König mit seiner Wunde, woran er ein Paar Minuten darauf stirbt, zu lange auf den Beinen ist, und zu heftige Geberden macht. Nicht minder tadelte man seinen Leibchirurgus, der ihn nicht einmahl verbunden hat.

So wenig man die Erfindung des Ballettes billigte, so sehr gefielen die Verzierungen (Decorationen) und die Tänze, be-

dem bekanntern Trauerspiele genommen. Im Programme sind sie, ich weiß nicht warum, geändert.

sonders der Zweytanz des Hrn. Volcani mit Mad. Muzzarelli. Minder war man mit der Pantomime des Erstern zufrieden. Als das Gift heftiger wirket, hält er sich den Bauch, und sein Gesicht zeigt Convulsionen. Das ist wohl medicinisch richtig; aber auch ästhetisch? Laocoon, wie ihn die Schlangen umwanden, und die Kinder Niobens mit dem Pfeil in der Brust fielen gewiß in Convulsionen; dennoch stellten die weisen Künstler des Alterhums sie ohne Convulsionen dar. Sie würden also auch mit dem Gemählde des Rubens, das die Austreibung der Teufel vorstellt, sehr unzufrieden gewesen seyn.

Die Türkische Kleidung ist nicht die vortheilhafteste für die Tänzer, da sie einen großen Theil des Fußes verhüllet. Die Musik fand man angenehm und ausdrucksvoll.

Den 13. Aprill gab man Freundschaft und Argwohn, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Dieses Stück ist die allererste Arbeit unsers vortrefflichen Jünger, und wur-

de schon auf mehrern Theatern gespielt. Auf dem unsrigen erschien es nun zum ersten Mahle und zwar nach einer Umarbeitung, wodurch es ungemein gewonnen hat. Alle die gute Laune, die feine Satyre, der angenehme Witz, die dem Verfasser so eigen sind, wird man in reichem Maße darin finden. Durch diese hält er diejenigen schadlos, die vielleicht in den ersten zwey Aufzügen etwas mehr Handlung wünschen dürften. Die Geschichte ist folgende:

Graf Rosenau und Baron Braun kommen auf das Landgut des Grafen von Hohberg. Der erste verliebt sich in dessen Tochter Luisen, die seine Liebe nicht unbelohnt läßt, und sich auch für ein eben aus der Kostschule *) kommendes Mädchen deutlich genug, doch nicht so deutlich erklärt, als es dieser junge, schwer begreifende Mann haben will. Voll Argwohn hält er seinen

*) Sie kam vielleicht aus dem Kloster. Aber die Censur hob—Gott weiß warum!—das Kloster auf, und ließ eine Kostschule errichten.

Freund, den Baron, für seinen Nebenbuhler, und wird hierin durch ein Billett ohne Aufschrift bestärkt, das dieser dem Kammermädchen Wilhelminen zugesteckt hatte. Das Kammermädchen ist ein Fräulein von Lobau. Sie floh ihren geizigen Vormund, weil er sie oder vielmehr ihr Geld mit Gewalt heurathen wollte, und wurde unter dieser Vermummung von dem alten Hohberg aufgenommen. Der Vormund schickt ihr seinen Bedienten Christoph nach, sie mittelst einer Entführung wieder nach Hause zu bringen.

Christoph schleicht sich unter der Maske eines Hauptmanns von der Reichsarmee in das Haus, wird aber vom Fräulein erkannt. Der Baron will sich nun den Spaß machen, die Schwester Hohbergs, eine boshafte, mannsüchtige alte Jungfer, entführen zu lassen. Der Spaß läuft aber übel ab, indem Christophs verkappte Leute aus Versehen Luisen erwischen. Man bringt sie morgens wieder, und das Stück schließt mit einer doppelten Heurath.

Digitized by Google

Unter den vielen vortrefflichen Scenen sey es mir nur erlaubt, den Monolog des Grafen zu berühren, als er den Brief des Barons, den Wilhelmine verlor, von der Erde aufhebt und liefet. Dieser Monolog verdient wohl ein Meisterstück genannt zu werden. Eben so die Scene, worin Wilhelmine den etwas schlüpfrigen Antrag des Barons zurück weiset. Die Art, mit der unsere einzige Adamberger diese Scene und die ganze Rolle spielte, mußte jeden Zuschauer entzücken.

Eine Bemerkung über diese Scene, die viel Ähnliches mit der Liebserklärungs-Scene in Maske für Maske hat, kann ich doch nicht verschweigen.

Braun. ---- „Nicht wahr? Sie sind nicht zum Kammermädchen geboren?"

Wilh. (ein wenig betroffen) „Wie fällt Ihnen denn diese Frage ein."

Braun. „Sehr natürlich! Diese Grundsätze, diese Gesinnungen verrathen eine bessere Erziehung, einen höhern Stand."

Gewiß weiß Jünger so gut als ich, daß Tugend nicht bloß im höhern Stande zu finden ist. Dennoch könnte diese Stelle leicht mißverstanden werden.

Herr Lange, der den Ton des Mannes von Welt und Erziehung in einem so hohen und bey Deutschen Schauspielern ungewöhnlichen Grade besitzt, Hr. Klingmann als heftiger Jüngling, Hr. Brockmann als Vater, Mademoiselle Stephanie als Luise spielten vortrefflich. Madame Rivolla erschien in der Comtesse noch ein Mahl so dick als sonst, und stellte den ganzen Character mit viel Kunst und Wahrheit dar. Das that auch Hr. Weidmann, der seltene Mann, dem Greis und Jüngling, Weiser und Thor, Kenner und Nichtkenner so viele angenehme Stunden verdanken. Er übertrieb und extemporirte nicht. Wozu brauchte er auch diese Hülfsmittel mittelmäßiger Schauspieler? Er, begabt mit einem der größten comischen Talente, die jemahls auf irgend einer Bühne geglänzet haben.

Digitized by Google

Von den Schauspielern kehre ich noch ein Mahl zu dem Dichter zurück, und gebe ihm mit aller Hochachtung und Freundschaft, die ich seit Jahren für ihn hege, ein Paar Puncte zu bedenken. Ist der Titel Sie zwischen Geschwistern nicht etwas ungewöhnlich? Ist es wahrscheinlich, daß man dem Vater die Entführung seiner Tochter erst den andern Morgen meldet; daß er so wohl als der Liebhaber ihr nicht selbst nacheilen, oder doch Anstalten hierzu machen; daß endlich die ganz unterrichtete Wilhelmine ihn nicht sogleich aus der schrecklichen Ungewißheit reißet? Es würde nicht schwer seyn diesen, wie mich dünkt, gerechten Beschwerden abzuhelfen. Der schon gestiefelte Christoph könnte auf einem guten Pferde den Wagen leicht einhohlen.

Das Stück gefiel, aber viel zu wenig für die Verdienste des Dichters und der Schauspieler.

HOFBIBLIOTHEK WIEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z162173709

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google